HEFT 11 NOVEMBER 1986 6,- DM C 4143 E

Konkret

Magazin für Politik und Kultur

BIERMANN
Ach jaaah, die Liebe

CATTENOM
Gendarmerie fliegt Angriffe

HINRICHTER

Von Stammheim, Marburg, Washington

in konkret November 1986

von Konkret

Buch des Monats: Leben gegen die eigene Legende von Matthias Altenburg

über den Roman »Schinderhannes« von Gerd Fuchs

an Konkret

Bonzenbeugen von Hermann L. Gremliza

»Sie haben ein großes Risiko auf sich genommen« von Erdmann Wingert

Mitglieder von Robin Wood und Robin des Bois bestiegen einen der monströsen Kühltürme des gewaltigen französischen Atomkraftwerks bei Cattenom. Edmund Gruber fiel in Hamburg ob der Bilder schier vom Sessel der Tagesschau-Chefredaktion und die französische Polizei setzt vom Hubschrauber mit Schaum und Reizgas so ziemlich alles ein, was die Repressionsarsenale hergeben, um die Besetzer vom Kühlturm herunterzubekommen. Es gelang nicht. Eine Reportage von Erdmann Wingert mit Fotos von Hinrich Schultze und Burkhard Maus

Reagans fürchterliche Richter von Konrad Ege

Wenn der US-Präsident Ronald Reagan im Januar 1989 endgültig aus diesem Amt verschwindet, wird seine Innenpolitik noch über Jahre hinweg fortgesetzt werden. Die obersten Gerichte sind mit mehr als strammen Parteigängern des Präsidenten besetzt, das oberste Gericht hat einen Vorsitzenden, der nicht nur gegen Frauen, Neger und Homosexuelle ist.

Langer Kommt. Und wenn er sagt, daß er kommt, kommt er prompt von Detlef zum Winkel

Die Bundestagsfraktion der Grünen, so es denn eine geben wird nach den Januar-Wahlen, darf sich auf einiges gefaßt machen. Mit dem Hamburger Thomas Ebermann zieht ein Mann ins Parlament, der in der Mitte des Plenums, wo die Grünen sitzen, absolut verquer plaziert sein wird. Vielleicht stellt er sich ganz links, wo so viel Platz ist, einen Stuhl dazu.

Die Negermutti muß in den Käfig von Christian Bachmann

In einem Dorf in Gambia erforscht die Fondation Nestlé gegenwärtig den Nahrungsbedarf Schwangerer und stillender Mütter. Die Untersuchungsobjekte werden in einer kleinen Blechkiste gehalten. In einer größeren befinden sich die Meßgeräte und Computer, die, zum Vorteile des Umsatzes von Milchpulver, den Nachweis erbringen sollen, daß die Frauen in der Dritten Welt auch mit weniger Nahrung als bisher angenommen auskommen können.

Die Kinder der Machos, der »Neue Mensch« und die Abtreibung von Ingrit Seibert

Im revolutionären und zugleich kreuzkatholischen Nicaragua wird über die Abtreibung gestritten. Die Revolutionäre sind sich nicht einig, die Frauen der Revolution auch nicht

Black coffee? Gibt's nicht! Nur Kaffee ohne Milch von Sabina Norton

Der Rassismus in Großbritannien hat nicht nur eine ordentliche koloniale Tradition, sondern auch die schönsten Zukunftsaussichten: Konservative Politik und hilflose Ignoranz der Linken lösen nicht die Probleme, aber tünchen sie eindrucksvoll zu

Vom Tode zum Leben befördert von Helmut Ortner

1944 verurteilte der damalige Kriegsrichter und spätere Rektor der Universität Marburg, Erich Schwinge, einen 17jährigen Wiener Lehrling wegen Plünderung zum

Tode. Ausgerechnet Himmler begnadigt den Verurteilten. Heute meint Schwinge frech, er selbst habe dem Verurteilten das Leben gerettet. Für die bundesdeutschen Gerichte ist auch diese Geschichte verjährt.

Die Gemeinwirtschaftsfalle von Wolfgang Schneider

Der Verkauf der »Neuen Heimat« ist für die bundesrepublikanische Arbeiterbewegung kein Verlust, sondern die Chance, sich von einer Lebenslüge zu befreien.

Magazin

Bücher

Der Tod von Ulrike Meinhof von Pieter Bakker Schut

Die Gründer der RAF haben Selbstmord begangen. Diese Version ist bundeskriminal-amtlich und sie hat sich durchgesetzt. Aber sie ist höchstwahrscheinlich falsch. Der Vorwurf Mord ist auch 10 Jahre danach nicht entkräftet. Der holländische Jurist Pieter Bakker Schut hat das Strafverfahren gegen Baader, Meinhof, Ensslin, Raspe und Meins von deren Verhaftung Mitte 1972 bis zu den Toden von Stammheim erneut analysiert und dabei bislang nicht zugängliche Quellen benutzt. KONKRET druckt ein Kapitel aus seinem Buch, das auch ein Anti-Aust-Buch ist.

»Einfach zu viele Juden in der Anklage« von Otto Köhler

Bernard Sinkel hat die Firmengeschichte der IG Farben als Familiengeschichte für das Fernsehen inszeniert. Die Fiktion ist näher an der historischen Realität, als es den Rechtsnachfolgern recht sein kann. Der WDR strahlt den Film unter dem Titel »Väter und Söhne« im November in vier Teilen aus

FARBSPUREN von Otto Köhler

Wie sich die Freundschaft mit der SS als segensreich erwies und die Interessengemeinschaft Farben zu einem Chemie-Werk in Auschwitz kam. Auszug aus der »Geschichte der IG Farben« von Otto Köhler, die in diesem Monat erscheint

Biermann - was hast du bloß aus dir gemacht von Edelgard Abenstein

Zehn Jahre ist er jetzt hier. Fünfzig Jahre alt wird er. Seine Lieder sind nicht mehr die alten. Sein Gebrechen: Die Liebe. Ach, jaaaah, die Liebe

Der moderne Flüchtling von Wolfgang Pohrt

Ambler, der Autor, läßt sich vom Biographen Ambler nach einem schweren Unfall die Lebensgeschichte erzählen: eine Hommage an die Ausländer aller Länder.

»Man kann vielleicht einen Sklaven aus mir machen, aber bestimmt keinen gehorsamen« von Brigitte Jakobeit, James Baldwin

James Baldwin, 62jähriger Romancier, Essayist und US-Bürgerrechtler, lebt seit 16 Jahren in Südfrankreich. Aber seine Erbitterung über den Rassismus - auch den europäischen - hat nicht nachgelassen. Brigitte Jakobeit sprach mit ihm über sein neues Buch, über Südafrika, die Deutschen und über den amerikanischen Traum, den kein Schwarzer träumt

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

»Jeder Zuschauer ist entweder ein Feigling oder ein Verräter« von Bernhard Schneidewind

Einige; Abschnitte über das Kino in der BRD unter Mitwirkung von Euler, Solanas, Volpini, Kipphardt, Achternbusch, Kluge, der Jugend, der Vorführer, der Kinoprovinz und anderer

Die Platzanweiserin von Renée Zucker

Gegen das musikalische Untertanentum von Christian Rentsch
Das Globe Unity Orchestra, die Allstar-Bigband des Freejazz. Oder wie Musiker aus Improvisation und Atonalität schöne neue freie Musik machen. Seit 20 Jahren

Fluchthilfe von Michael Kunitzsch
Michael Kunitzsch über die »Welt«-Karriere des Martin Walser

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 11/86, S. 4

von Konkret

1. Die kleinen Freuden des Alltags, X. Folge: Die Geschichte beginnt 1975, kurz nach Gründung des Neuen Konkret Verlags, in einem Straßencafé auf dem Westberliner Kurfürstendamm. Der Schriftsteller Y. Karsunke zieht einen Honorarschreck über 250 Mark aus der Tasche, unterschrieben von seinem Tischnachbarn Gremliza, mit einem Stempel versehen von der Bank für Gemeinwirtschaft: Der Scheck werde nicht honoriert, weil das Konto des Verlages nicht gedeckt sei. Es stellte sich heraus, daß das Verlagskonto am Tag der Scheckeinreichung tatsächlich um achtzig Mark überzogen war.

Um solch geschäftsfördernde Vorgänge künftig auszuschließen, reiste Gremliza einige Zeit später – auf Empfehlung eines Präsidiumsmitglieds der SPD, dem er damals fast freundschaftlich verbunden war – nach Frankfurt, um in der Zentrale der Bank für Gemeinwirtschaft über einen Dispositionskredit von 50.000 Mark für den Neuen Konkret Verlag zu verhandeln. Der Herr auf der anderen Seite des Schreibtisches wollte es ganz genau wissen: Wie KONKRET politisch stehe, wie sein Verleger über SPD und Gewerkschaften denke usw. – was eben ein Kreditinstitut so wissen muß, bevor es sich in unabsehbare finanzielle Risiken stürzt. Schließlich, nach gut einer Stunde, erging die Entscheidung: Man werde prüfen und Bescheid geben. Ein paar Tage später: Nein.

Es sollte nicht das letzte Mal sein, daß Gremliza diesem Banker begegnete. In den letzten Monaten glänzte sein Gesicht fast täglich auf der Mattscheibe, weil er wieder Großes zu entscheiden hatte: Wo er die Milliarden hernehmen sollte, welche die Neue Heimat bei der BfG und anderswo abgestaubt hatt« Ja, der Anblick des Dr. Diether Hoffmann, des von der BfG zur Neuen Heimat gewechselten Finanzgenies, das da schwitzte und schwatzte, hat seinem einstigen Gegenüber viele schadenfrohe Stunden beschert. Wie man in Köln sagt: Mr muß auch jönne könne.

2. Zum Untergang der bayrischen SPD bei den Landtagswahlen keine Auskunft unter dieser Nummer (11/86), sondern nur eine Erinnerung daran, wie KONKRET die Chancen der SPD anläßlich der Aufstellung ihres Kanzlerkandidaten im Februar (2/86) eingeschätzt hatte: »So dringlich das Ende der Kanzlerschaft Kohl wäre, so beschlossen ist mit der Nominierung des Kandidaten Rau, ihre Fortsetzung. Wenn also ein anderer Kanzler nicht zur Wahl steht, ließe sich immerhin diesem Kandidaten und der Politik, für die er (nicht) steht, eine Abfuhr erteilen, von der er und sie sich nie und wir uns ein wenig erholen können.« Heute. da Rau und sein Hombach deutlicher ihr Fähnlein gezeigt haben, läßt sich ein Tip fürs SPD-Ergebnis im Januar wagen: 38 Prozent.

3. KONKRET-Autoren sind auch fleißige Buchschreiber. Wer die Bände auf der Frankfurter Buchmesse ob der Masse nicht entdecken konnte, wer Anzeigen nicht gesehen hat, dem seien hier noch einige Hinweise nachgereicht: Wolfgang Pohrt hat, wieder in der Edition TIAMAT, einen Band mit Kommentaren und Essays, »Zeitgeist, Geisterzeit« herausgebracht, Piwitts »Granatapfel« droht fast schon die Verfilmung, Sabine Rosenbladt hat bei Rasch und Röhring, wo auch Winfrid Wolfs »Eisenbahn und Autowahn« erschien, Öko-Reportagen veröffentlicht und schließlich hat Werner Heine redaktionell einen VSA-Band betreut, der, herausgegeben von Helga von Hoffman, Werner Loewe und Bodo Schümann, *das* innenpolitische Ereignis des vergangenen Sommers zum Gegenstand hat: »Der Hamburger Kessel.« So auch der Titel.

4. Dort, wo in der letzten Ausgabe, zum Schluß der Leserbriefe, direktemang über dem Impressum, dem Kenner gleich ein weißes Loch auffiel – Da fehlt doch was, oder? – genau dort hätte ein Hinweis stehen müssen, daß der Gesamtauflage dieses Heftes eine Mini-»taz« beiliegt. Wir hoffen nur, daß unsere Leser dieser kleinen feinen Zeitung auch so, ohne daß sie ausdrücklich darauf hingewiesen worden sind, die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt haben.

5. Da wir schon bei der »taz« sind: die Hamburger Lokalredaktion befragte »König« Rio Reiser, ob es ihn eigentlich träfe, wenn man ihn wie in KONKRET 9/86 geschehen, ob seiner schlagerhaften Deutschtümelei angreife. Antwort Reiser:

»Direkt schmerzen tut es nicht, schließlich bin ich es inzwischen gewohnt und muß damit leben. Aber ärgern tut es mich schon, wenn Dinge bewußt mißverstanden werden oder mir Dinge angelastet werden, die ich gar nicht gesagt habe.«

Das letzte Wort dazu hatte Horst Tomayer in KONKRET 10/86.

6. Hermann Peter Piwitt fühlt sich durch eine fehlende Null entstellt. War in seinem »Kleinen Feuilleton« in Heft 10/86 zu lesen, daß am schlimmsten jene metaphysischen Plaudertaschen seien, »die bis zu 300 Seiten vollschreiben, so als gäbe es kein Waldsterben«, so hätte es eigentlich »3.000 Seiten« heißen müssen, die Autorinnen und Autoren wie Marianne Fritz

und Stephan Schütz vorlegen mit dem frechen Glauben, so dicke wie Proust könnten sie schon allemal.

7. Wie Hannelore Kohl die Russen bezauberte«: Hermann L. Gremliza liest aus eigenen Schriften

- am 25. November in Dortmund, Buchhandlung »such International«:
- am 26. November in Duisburg, »Bertolt Brecht Buchhandlung«;
- am 27. November in Münster, Universität;
- am 17. Dezember in Regensburg, Universität;
- am 18. Dezember in Stuttgart, Buchhandlung Wendelin Niedlich«;
- am 19. Januar 1987 in Wien, Literarisches Quartier »Alte Schmiede«.

Konkret 11/86, S. 6

Matthias Altenburg

Buch des Monats: Leben gegen die eigene Legende

über den Roman »Schinderhannes« von Gerd Fuchs

Das linke Rheinufer ist seit zehn Monaten französisches Staatsgebiet, als Jeanbon, gerade von Bonaparte zum neuen Generalkommissar der vier Rheindepartements ernannt, im Dezember 1801 in Mainz eintrifft. Ein Zeitgenosse, der es wissen muß, der Sicherheitsbeamte Becker, berichtet: »Jeanbon faßte beim Antritt dieses Postens hauptsächlich zwei große Gedanken, die er mit Kraft und Klugheit verfolgte und ehrenvoll ausgeführt hat. Die Ausrottung der Räuber, und die Anlegung einer Straße von Maynz bis Coblenz.« Die Straße wurde gebaut und die Räuber gefaßt. Mit den Räubern war vor allem jene Bande von Dieben, Erpressern und Mördern gemeint, die es unter Führung von Johannes Bückler, besser bekannt als »der Schinderhannes« in den vorangegangenen fünf Jahren zu einiger Berühmtheit gebracht hatte. Am 21. November 1801 wird der 20jährige Bückler zusammen mit 19 Angeklagten vor den Toren von Mainz hingerichtet. Um den Andrang der ca. dreißigtausend Schaulustigen bewältigen zu können, hat man die Guillotine außerhalb der Stadt aufgebaut. Eine »Gesellschaft von Ärzten, Badern, Barbieren und Gewürzkrämern«, so meldete damals die »Mainzer Zeitung«, habe sich auf dem Richtplatz versammelt, um »die Köpfe und Rümpfe der Guillotinierten an ihren galvanischen und elektrischen Apparaten tanzen« zu lassen.

Aber sosehr man die Leichen auch zucken läßt, Bückler ist tot, und mit seinem Ende beginnt der Schinderhannes-Roman von Gerd Fuchs. Er beginnt mit dem Ende, mit dem, was unabänderlich feststeht, denn die Anfänge sind dunkel und liegen weit zurück. Zuerst erzählt Fuchs die Pointe und dann den Witz. Indem er den Ausgang der Geschichte vorwegnimmt, lenkt er die Aufmerksamkeit auf deren Gang.

Daß sich dieses Leben gut erzählen läßt, hat nicht erst Fuchs bemerkt. Die Mär vom edlen Räuber, der den Reichen nimmt, um den Armen zu geben, hat schon die Phantasie von Bücklers Zeitgenossen angeheizt. Die Legende wucherte nach der Exekution weiter und wurde durch das Theaterstück von Carl Zuckmayer in den 20er Jahren und durch die folgenden Filmadaptionen scheinbar endgültig festgeschrieben.

Aber wer den Erzähler Gerd Fuchs kennt, der weiß, daß bei ihm die Wahrheit nicht so einfach davonkommt, daß dieser Autor die poetische Genauigkeit nicht an eine vermeintliche Volkstümlichkeit verschachert. Schon einmal, in einem Nachtrag zu seinem Buch »Stunde Null«, hat er das Schinderhannes-Thema angerissen. Was damals noch, auf zweieinhalb Seiten, dazu diente, die Hauptfiguren historisch zu verankern, erweist sich heute als eine Larve, die sich derweil, nach fünf Jahren, zu einem 300-seitigen Roman ausgewachsen hat.

Wer war dieser Schinderhannes? Als Schinder bezeichnete der Volksmund den Berufstand der Abdecker, jene Leute also, die sich gewerbsmäßig mit der Beseitigung und Verwertung von Tierkadavern beschäftigen. Werner Danckert berichtet in seinem Buch »Verfemte Berufe«: »Wer einem Abdecker die Hand bot, mit ihm zusammen ging, oder vielleicht, sogar unwissend, aß oder trank, wer seine Geräte, seinen Karren oder sein Pferd berührte, war sogleich unehrlich, des Handwerks nicht mehr fähig.«

Für Johannes Bückler hieß das, daß er schon in frühester Kindheit zum Außenseiter wurde. Denn sowohl sein Großvater als auch sein Vater waren Abdecker gewesen, und auch er selbst hat kurzzeitig diesen Beruf ausgeübt. Er entzieht sich den unablässigen Erniedrigungen, indem er die Laufbahn eines Kriminellen einschlägt. Mit 14 Jahren begeht er seinen ersten größeren Diebstahl und wird noch im gleichen Jahr in einen Mordprozeß verwickelt. Was folgt ist eine Geschichte fortlaufender Hetzjagden, Festnahmen und Fluchten. Und je öfter Bückler der Ausbruch gelingt, desto lauter wird die Behauptung, der Schinderhannes sei durch nichts und niemanden zu halten. Die Sympathie der kleinen Leute wächst. Es ist die Zuneigung zu einem aus dem eigenen Stall, der es geschafft hat. Solche Figuren bestätigen und nähren zugleich den Traum vom großen Coup, von Lebensentwürfen, die in der Realität längst keine Entsprechung mehr haben und auch damals nicht hatten. Der Schinderhannes, das war schon Ende des 18. Jahrhunderts etwas anderes, als jener Johannes Bückler, dem man diesen Namen gegeben hat. Also berichtet Gerd Fuchs über einen, der gegen seine eigene Legende anleben muß, der mit den Geschichten, die über ihn erzählt werden, nicht mehr zurechtkommt, der längst nicht mehr kann, wie er will. Denn so sehr die Bewohner des Hunsrück ihn aus Angst und Bewunderung auch decken und verstecken, zum Schluß landet Bückler halt doch auf dem Schafott.

Dazu allerdings bedurfte es des Generalkommissars Jeanbon, eines ehemaligen Mitglieds des Wohlfahrtsausschusses und nunmehr mächtigsten Mannes des Rheinlandes. Als Jeanbon nach Mainz kommt, eilt ihm der Ruf eines Terroristen voraus, den mancher demokratische Bürger lieber als Opfer des Thermidor, denn als Staatsbeamten gesehen hätte. Gerd Fuchs stellt dieser, ebenfalls authentischen Gestalt, eine dritte, diesmal erfundene, männliche Hauptfigur zur Seite, den jakobinisch erzogenen Sprößling einer verarmten Aristokratenfamilie: Eduard Veit Baron von Falck. Veit erhält von Jeanbon den Auftrag, sich in die Reihen der Bücklerschen Bande zu schmuggeln und damit dessen Verhaftung vorzubereiten. Durch die Einführung einer solchen Mittlerfigur gelingt es Fuchs, in einem Roman sowohl die Geschichte

der Handwerker und Bauern als auch die der nachrevolutionären Bürger und des abtretenden Feudaladels zu erzählen. Der Autor nähert die drei Protagonisten einander an und zeigt so den einen immer auch als die verpaßte Möglichkeit des anderen.

In einem komplizierten, aber immer durchschaubaren Geflecht von Vor- und Rückblenden versucht Fuchs die Totalität seiner Figuren zu erfassen. Denn keine läßt sich festschreiben auf die Legende, die von ihr umgeht. Bückler ist nicht der Rächer der Witwen und Waisen, aber ebensowenig ist er bloß ein brandschatzender, antisemitischer Hasardeur. Jeanbon ist kein Terrorist, sondern ein ängstlicher Mann mit monströsen erotischen Phantasien. Und Veit ist sowohl begeisterter Demokrat als auch anfällig für das dekadente Ambiente der höfischen Emigrantenfeste. Keiner der drei erschöpft sich in seiner Erscheinung, seinem Beruf, seiner Herkunft. In jeder Eigenart lauert auch ihr Gegenteil.

Gerd Fuchs ist ein radikaler Erzähler. Süchtig auf die ganze Wirklichkeit, sucht er nach den Motiven seiner Figuren. Immer dichter wird so das Geflecht von Bildern und Informationen, die dem Leser als mögliche Erklärungen dienen können, ohne daß der Autor erklären muß. Es stellt sich heraus, daß jeder der drei Männer einen Punkt hat, wo er verletzbar, wo er menschlich ist. Wird dieser Punkt getroffen, taumelt er heraus aus der ihm vorgegebenen Funktion. Fuchs beschreibt Kindheiten als lebenslange, unheilbare Krankheit. Da schmerzen noch immer die Schläge der Väter, die Blicke der Mütter, das höhnische Gelächter der Erwachsenen.

Der Autor berichtet Alltägliches; doch es sind die Sensationen des Alltags, die er, nicht um einer These willen, aber doch auf einen Fluchtpunkt hin, erzählt: Momente, wo Gewohnheiten aufbrechen, Träume sterben und Hoffnung beginnt. Immer wieder drängt ein Wort aus dem Text hervor, daß, obwohl es nur einmal dort steht, nach und nach zum Hauptwort des Romans wird. Das Wort heißt Menschenwürde. Und die ist antastbar. Fuchs zeigt es in allen, auch den grausamsten Varianten. Und dennoch, auch wenn die verpaßten Augenblicke, die gestockte Zeit, das scheinbare Ende aller Entwicklung wie ein Alpdruck auf den Menschen lastet, die Geschichte ist kein Zirkel. Winzige Zeichen sind es, die der Erzähler für uns parat hat, kleine Refugien, die sich die Figuren schaffen, um überleben zu können. Plötzlich nehmen sie sich, was man ihnen nie zugestanden hatte, werden unverschämt, d.h. vergessen ihre Scham und spüren stattdessen unerhörte Möglichkeiten.

Seit Alfred Andersch und Anna Seghers tot sind, gehört Fuchs zu den wenigen, die diese, durch die Avantgarde geläuterte Erzähltradition des 19. Jahrhunderts fortsetzen, die den Mut haben, sich an die schweißtreibende, jahrelange Arbeit zu machen, ein solches Ensemble von Figuren auf die Beine zu stellen und es dann auch noch laufen zu lassen.

Gerd Fuchs: Schinderhannes, Hoffmann und Campe Verlag, 304 Seiten, DM 36, –

Konkret 11/86, S. 8

an Konkret

MALGRUPPE

KONKRET 7/86: »ABRÜSTEN, ABSCHALTEN, ABWÄHLEN«

Euer Aufkleber im Sommer dieses Jahres – Motto: »Abrüsten, Abschalten, Abwählen« – war Ausgangsthese für unsere Diskussion während des DGB-Jugendcamps bei Markelfingen (Bodensee). In der Bildwerkstatt bereiteten wir einen Entwurf für eine angemietete Großplakatwand in Konstanz vor. Das Ergebnis: Eure Parole haben wir dabei nochmals aufgegriffen: »Abrüsten; Abschalten, Abwählen«.

DIE MALCRUPPE DES DGB-JUGENDCAMPS MARKELFINGEN 1986

LUSTVERHÜTENDE PILLE

KONKRET 10/86: »MAIERS LEBÖNN« VON HERMANN L. GREMLIZA

Gäbe es die befruchtungsfördernde und zugleich lustverhütende Pille, erhielte sie gewiß den Segen dieses Papstes und den aller westdeutschen Bischöfe obendrein.

Jene Christen, die da wider §218 a des Strafgesetzbuches die Verhinderung nicht strafbarer Schwangerschaftsabbrüche betreiben, wollen ihre sexualmoralische Überzeugung auch allen anderen aufzwingen. Dahinter steckt eine totalitäre Gesinnung.

Ein »demokratischer und sozialer Rechtsstaat«, der die BRD laut Grundgesetzartikel 28 sein soll, hat aber jede Gewissensentscheidung zu achten, also auch die für einen Schwangerschaftsabbruch. Darauf müssen die betroffenen Frauen beharren. Niemand hat ihnen da dreinzureden, am allerwenigsten rechtsreaktionäre katholische Kirchengläubige. Denn diese zumal, die sich so scheinheilig ums »ungeborene Leben« sorgen und lautstark dessen »Tötung« verdammen, seien daran erinnert, daß ihre Amtskirche zur massenhaften Vernichtung geborenen Menschenlebens im Dritten Reich meist geschwiegen hat.

HANS WITTEK

LEUTKIRCH

Der Katholischen Kirche geht es bei der Ablehnung der Abtreibung fast ausschließlich um die Unterbindung der animalischen Triebe unsereins. Trotzdem gibt es auch andere Argumente, es sich nicht ganz so einfach zu machen.

Es beginnt bei der herabwürdigenden Behandlung durch das Pflegepersonal, nimmt seinen Lauf über das Verhalten der sittsamen Mitpatienten (»Ach so eine ist das«) bis hin zur reinen Massenabfertigung durch die Ärzte (»Acht in einer Stunde, sind wir heute wieder gut«).

Es muß wohl schon stark differenziert werden zwischen den jeweiligen Begründungen, die nötige Abstrahierungsfähigkeit, die Folge einer Handlung abzusehen, darf und muß verlangt werden. Es handelt sich hierbei nicht um ein Stück Schokolade, das es wegzuputzen gilt sondern immerhin um ein neues Leben. Nicht mehr aber auch nicht weniger.

DANIEL SPONSEL

HAMBURG

Es mag zwar richtig sein, wie Gremliza treffend ausführt, daß es Wichtigeres zu bekämpfen gibt als den katholischen Klerus, man sollte aber den Kampf auch auf dieser Ebene führen. Wie sagte schon Marx: »Die Kritik der Religion ist der Anfang aller Kritik.« Deshalb gibt es schon seit über 42 Jahren den Deutschen Freidenker-Verband, der sich dem Kampf gegen jeglichen Aber»Glauben« verschrieben hat. Aufklärung tut not.

SIEGFRIED SPÄTH

ULM

Nachweislich sind es die Kirchen, die in Vergangenheit und Gegenwart eine humanere Gesellschaftsordnung, entweder allein, oder Hand in Hand mit den jeweils Mächtigen zu verhindern such(t)en. Ökonomisch sind die Voraussetzungen einer

gerechten, demokratischen, solidarischen Gesellschaft, mit der freien Entfaltung aller, längst gegeben; woran es fehlt, ist das Bewußtsein, daß es nötig und möglich ist, die kapitalistische Profitwirtschaft zu überwinden, daß die Herrschenden, faktisch eine winzige Minderheit, weniger durch Waffen geschützt sind, als durch das falsche Bewußtsein großer Massen. Die katholische Kirche gibt den Mächtigen nicht nur ideologischen Flankenschutz, sie gehört selbst zu den (Be) Herrschenden, vor allem auch was das Bewußtsein der Menschen betrifft.

Was gibt es da noch wichtigeres zu bekämpfen?

KARL CARRARO

BLUDENZ (ÖSTERREICH)

Der Artikel über Pfaffen-Maier war Spitze. Er bildet ja mit Maier-Vorfelder und Laurien das Schreckenstrio in der BRD. Mit Laurien darf man sie getrost Faschisten nennen, hat sie doch gesagt »Wer Kinder politisch mißbraucht, macht sich des Vorwurfes des Faschismus für schuldig:« Macht weiter so!

BERND POCH

OLDENBURG

BITTER MANDEL

KONKRET 10/86: »VERSÖHNT UND GESPALTEN« ERNEST MANDEL ÜBER DIE ARBEITERBEWEGUNG IN DEN USA

Ihr habt es als eine der wenigen Zeitschriften dieses Landes inzwischen geschafft, ein Buch groß zu rezensieren, das gar nicht erschienen ist. Mandel rezensiert nämlich die *englische* Ausgabe von Davis, »Phönix im Sturzflug«, drunter steht dann aber natürlich die Rotbuch-Ausgabe; sie besteht nur aus dem *zweiten* Teil der englischen Ausgabe, während Mandel in seiner Rezension gerade den *ersten* Teil lobt. Alles nicht sehr seriös.

WERNER RÜGEMER

KÖLN

NACHLESEN

KONKRET 9/86: »ASYLANTEN« VON BERNHARD SCHNEIDEWIND

Meinen Dank für den unmißverständlichen Artikel zum Thema »Asylanten«. Ein Tip: Die von ihm so ausführlich zitierte und immer noch hochaktuelle Dokumentation des Frankfurter Kongresses »Wissenschaftler gegen Ausländerfeindlichkeit« kann für DM 10.- beim Veranstalter erworben werden: BdWi, Pf. S43, 3550 Marburg.

ANGELIKA BECKER

MARBURG

DURCHEINANDER

KONKRET 9/86: »GRABE, WO DU STEHST«- GEORG FÜLBERTH ÜBER GESCHICHTSWERKSTÄTTEN

'tschuldigung, Georg Fülberth, daß die Geschichtswerkstätten deine heile Welt durcheinander bringen. Aber gibt es denn wirklich keine Unklarheiten mehr? Kann der Nationalsozialismus, seine Massenloyalität oder der Holocaust mit Hitlers Rede vor dem Düsseldorfer Industrieclub allein erklärt werden? Die Pose der Selbstgefälligkeit, mit der du die Fragen nach dem Faschismus im Alltag wegwischst und den Geschichtswerkstätten empfiehlst, zu agitieren statt zu fragen, ist erschreckend. Dahinter verbirgt sich die autoritäre Auffassung, daß Politik an Kabinettstischen gemacht wird und die Massen als Marionetten ihren guten oder bösen Führern zu folgen haben.

Wer dagegen politische und soziale Prozesse tiefergehend untersuchen will, wird ihre Akteure/innen ernstnehmen. Wer Faschismus nicht im Stadtteil, im Dorf erforschen will, wird die Massenloyalität, die »Faschisierung des Subjekts« (W.F. Haug) nicht analysieren können. Von daher leisten Geschichtswerkstätten konkrete antifaschistische Arbeit vor Ort. Stattdessen deinen Leser/innen nahezulegen, daß Geschichtswerkstätten von Millionären wie Körber und Pieroth gesponsert werden, ist schon nicht mehr mit Unkenntnis zu

verstehen, sondern nur mit der blind-getroffenen Reaktion eines Palmström-Marxisten: denn so schließt er messerscharf, daß nicht sein kann, was nicht sein darf!

MICHAEL WILDT

HAMBURG GESCHICHTSWERKSTATT E.V.

DIE REAL EXISTIERENDE SIMULATION! EIN BRIEFWECHSEL

Mit Datum vom 12.10.1986 schrieb Dr. Hermann Rotermund namens der Bremer Volkshochschule an Hermann L. Gremliza:

Im Umfeld der im Januar/Februar 1987 stattfindenden Literarischen Woche ist unter dem Titel »Die Welt als Simulation« eine Reihe von Veranstaltungen geplant, deren Kern das »Bremer Literaturgespräch« bildet. Zu dem zweiten Abend dieser Veranstaltung, die formell von der Bremer Volkshochschule verantwortet wird, möchten wir sie gerne einladen. Es geht dabei um die Rolle der Medien in dem umfassenden Simulationsprozeß von dem die französischen Vernunftkritiker erschrocken reden.

undsoweiterundsoweiter und legte gleich noch das Programm des »Bremer Literaturgesprächs« bei:

2. Abend. Diskussion. Sind die Medien die Drahtzieher der Simulation? (Teilnehmer u. a. Hermann Gremliza, Wolfgang, Hagen, Matthias Horx, Horst Königstein, Cora Stephan).«

Daraufhin schrieb Hermann L. Gremliza mit Datum vom 15.10.86 an Dr. Hermann Rotermund:

Ihre Einladung, am zweiten Abend des Kerns einer Reihe zum Umfeld zu stoßen, muß ich ausschlagen. Erstens habe ich nicht die blasseste Ahnung von der »Rolle der Medien in dem umfassenden Simulationsprozeß, von dem die französischen Vernunftkritiker erschrocken reden«, und will mich dieses Glückes durchaus nicht berauben lassen. Zweitens nehme ich seit Jahren an keinen Diskussionsveranstaltungen mehr teil. Ich fordere Sie deshalb auf, den Empfängern ihres Rundschreibens mitzuteilen, daß Sie meinen Namen ungefragt auf die Liste der Teilnehmer am »Bremer Literaturgespräch« gesetzt haben, und den mir peinlichen Eindruck zu korrigieren, ich könnte immerhin erwogen haben, mit Herrn Horx oder Frau Stephan vor Publikum aufzutreten.

Obwohl ich davon ausgehe, daß Sie die Berechtigung meines Verlangens einsehen und entsprechend verfahren werden, gebietet doch die aus einschlägiger Erfahrung gewonnene Vorsicht, Ihnen eine Frist zu setzen – den 30. Oktober 1986 – , nach deren Ablauf ich eine freiwillig nicht erfolgte Korrektur mit gerichtlicher Hilfe erzwingen würde.

Konkret 11/86, S. 10

Hermann L. Gremliza

Bonzenbeugen

»Ich habe von meinen Lehrern gelernt, daß sich 1933 nie wiederholen wird«

Günter Schröder, Vorsitzender der Polizeigewerkschaft, zur Verhaftung von A. Lappas

»Schlimme Geschichtsklitterung... Hysterische Reaktion...«

Süddeutsche Zeitung

»Offensichtlicher Mißgriff in die Geschichte«

Frankfurter Rundschau

»Bis zum Absurden... Schwachsinnig«

Frankfurter Allgemeine

»Völliger Unsinn«

Die Welt

»Ungeheuerlich«

Deutscher Richterbund

»Eine groteske Entgleisung«

TAZ

Und da heißt es, die Gemeinsamkeit der Demokraten funktioniere nicht mehr! Als wäre nicht vielmehr die Verschwendung literarischer Ressourcen zu beklagen, die es bedeutet, hundert exzellente Individualitäten mit der Fabrikation einer und derselben Meinung zu beschäftigen. Andererseits gibt es natürlich Scherze, über die fast jeder lacht, und einer von dieser Art scheint es zu sein, daß der Sprecher eines Beamtenhaufens, dessen Angehörige als Exekutoren des staatlichen Gewaltanspruchs prügelnd und tretend übers Land ziehen, einen richterlichen Beschluß und dessen Vollzug an einem hochbezahlten Manager mit einer Erinnerung verknüpft, welche der Verfolgung und Ermordung von Millionen zu gelten hätte und nicht von Millionären; daß ein gelernter Kriminalkommissar beim Anblick zweier höflicher Zivilbeamter tatsächlich weinen muß, dieser Hartgesottene, dessen Kameraden mit dem Mißhandeln von Demonstranten und dem Absprechen dienstlicher Meineide so beschäftigt sind, daß ihnen für den Schutz terrorisierter Türken oder auch nur eines Gefangenen, den eine lynchlustige Menge vorm Gefängnistor mit geballten Fäusten und den Rufen »Verbrecher«, »Schwein«, »Totschießen« erwartet, leider überhaupt keine Zeit bleibt, selbst wenn – nein: gerade weil der Gefangene jener Alfons Lappas ist, dessen Schicksal den Polizeigewerkschaftsführer so gerührt hat; daß ein halbes Tausend Metaller die Aufwallung polizeiwidriger Gefühle in einem Polizistenherzen mit minutenlangem Jubel begrüßt und ein Saal voller Tariflöhner einem Mann, der das Gewerkschaftsvermögen, also die Streikkasse, jährlich um eine Dreiviertelmillion Mark Gehalt schröpft und der sich gleich, in der Haft, ein Menu aus dem Spesenhotel »Atlantic« bestellen wird, uneingeschränkte Solidarität gelobt.

Schon etwas höhere Ansprüche an den Geschmack für Komik stellt die Erscheinung, wie die Creme der staatlich approbierten Arbeiterführer ganz beleidigt ist, weil man einen der Ihren behandelt hat fast wie einen x-beliebigen Proleten. Hatte man das verdient? War man nicht mit Stern und Schulterband geschmückt worden für die Verdienste um Staat und Wirtschaft? Hatte man nicht Vorbildliches geleistet beim Säubern der Arbeiterbewegung von Elementen, verdächtigen? War ihr Finanzgenie Lappas nicht hochgeschätzt bei den Bankern der Frankfurter City, deren Politiker und Richter ihn nun herumstoßen dürfen wie einen Bankert? Nein, dieser Undank!

Die äußerste Pointe konnten nur noch Feinschmecker der ideologischen Witzküche genießen: Der Bundesvorstand des DGB forderte viertens oder fünftens »die sofortige Freilassung« von Alfons Lappas. Das hieß ja nun nichts anderes als: Und hiermit erklären wir unter anderem die Revolution feierlich für eröffnet. Im »freiheitlich-demokratischen Rechtsstaat« nämlich entscheidet einzig der »unabhängige« Richter über Festnahme und Freilassung, dem verfassungstreuen Bürger bleiben nur der Rechtsweg und die Bitte um Milde. Wer statt eines Antrags auf Haftprüfung die Forderung auf Freilassung formuliert und dies mit dem Willen einer großen Organisation begründet, macht sich über den »freiheitlich-demokratischen Rechtsstaat« lustig. Und er gibt zu erkennen, was er von sich vielleicht gar nicht weiß, bestimmt aber nicht wissen will: daß er an die »Unabhängigkeit der Justiz«, die »Gewaltenteilung« und den ganzen demokratischen Schmus nicht glaubt.

»Der Sinn für Rechtsstaatlichkeit auf der deutschen Linken hat sich in den zurückliegenden Tagen als dünner Firnis erwiesen«, hieß es in der »Frankfurter Allgemeinen«. Richtig. Schlimmer noch: An der ja durchaus spontanen Reaktion auf die Abführung des »Bonzen« in die Beugehaft war zu erkennen, daß die Gewerkschaften ihre »freiheitlich-demokratische« Aufgabe, die Proleten zu domestizieren, nicht bewältigen konnten, ohne zugleich – und ungewollt – als Bewahrer der Klassenidentität zu wirken, also wenigstens eine Ahnung davon wachzuhalten, wo in dieser Gesellschaft oben und wo unten ist. Wenn man es ihnen jetzt noch mit dem Gitterstab zeigt, indem man ihren Mann von der Polizei abführen läßt, weil er die Unternehmer nicht in die Streikkasse gucken lassen wollte, während die Herren, die sich für ein paar Millionen eine neue Regierung kauften, um an ein paar Milliarden zu kommen, welche die alte an Sozialrentner und die Schulbildung für Proletenkinder verplempern wollte, vor Untersuchungsausschüssen ungestraft mit abgesprochenen Lügen und fabelhaften Gedächtnislücken brillieren durften; wenn der feinste Anzug, das teuerste Hobby, richtige Großwildjagd, und der dickste Mercedes nicht vor dem Urteil feien, daß ein Soz ein Soz bleibt, sich dementsprechend zu fügen und zu beugen hat – dann kann es geschehen, daß sogar einen Polizeigewerkschaftsführer ein Hauch von Wahrheit streift.

Denn wie tollpatschig der Kommissar auch formulierte (seine Lehrer möchte man nicht gehabt haben), wie komisch Leute auf der Barrikade wirken, die sich mit ihrem Bajonett in Ordensschleifen verheddern, und wie wünschenswert eine Gesellschaft oder – in bescheidenerem Größenwahn – eine Gewerkschaft wäre, die keine Finanzgenies und keine Beteiligungsgesellschaftsvorstände hat: Verächtlich bleibt das Gedöns von der »Würde des Parlaments«, mit dem zwei sozialdemokratische Abgeordnete und ein grüner dem Verlangen der Unternehmerparteien gefolgt sind, einen Gewerkschafter, der gewiß keine erfreuliche Erscheinung darstellt, aber doch eine, deren erwiesene Schuld sich von der Unschuld der Herren Lambsdorff, Brauchitsch und Kohl leuchtend abhöbe, der Klassenjustiz zu überstellen, auf daß sie seinen Starrsinn beuge.

Wie zum Hohn auf diese Hilfswilligen stellte die Klassenjustiz, Abteilung: Staatsanwaltschaft Westberlin, am Tag nachdem der Haftbefehl vollstreckt war, die Ermittlungen gegen alle Angehörigen des NS-Volksgerichtshofs ein. Es wird also endgültig dabei bleiben, daß nicht einer der 577 Richter und Staatsanwälte, die ihrem Führer 5.242 Todesurteile schenkten, von einem westdeutschen Gericht angeklagt wird. Ob uns einer der kessen Jungs, die Günter Schröders »offensichtlichen Mißgriff« und »groteske Entgleisung« geißelten, erklären wird, was die Straffreiheit der 577 Justizmörder mit 1933 *nicht zu* tun hat? Der »ungeheuerlich« redselige Richterbund wird dazu jede Aussage verweigern.

Konkret 11/86, S. 12

Erdmann Wingert

»Sie haben ein großes Risiko auf sich genommen«

Mitglieder von Robin Wood und Robin des Bois bestiegen einen der monströsen Kühltürme des gewaltigen französischen Atomkraftwerks bei Cattenom. Edmund Gruber fiel in Hamburg ob der Bilder schier vom Sessel der Tagesschau-Chefredaktion und die französische Polizei setzt vom Hubschrauber mit Schaum und Reizgas so ziemlich alles ein, was die Repressionsarsenale hergeben, um die Besetzer vom Kühlturm herunterzubekommen. Es gelang nicht. Eine Reportage von Erdmann Wingert mit Fotos von Hinrich Schultze und Burkhard Maus

Freitag, 10. Oktober 1986, 10 Uhr morgens.

Hinter dem lothringischen Städtchen Thionville fließen Nebelschwaden über die Straße und wabern gegen die Scheiben unseres Busses. Steinige Äcker, sanftgewellte Hänge, graue Gehöfte hinter Milchglas. Ein Schild am Straßenrand: Zwölf Kilometer bis zur saarländischen Grenze. Noch zwei Kilometer bis Cattenom.

Wolle stakst durch den Mittelgang des Busses über die beiden Alu-Leitern, die wir dort unter Zeitungen versteckt haben. Noch einmal beten wir die Reihenfolge herunter: Wie immer wird Wolle die Spitze bilden, Sack eins mit Sicherheitsgurten und Leinen tragen. Elmar schleppt in Sack zwei das 80 Quadratmeter große Transparent, das wir schon einmal, kurz nach Tschernobyl, auf dem Strommast vor Stade gehißt haben. Danach werden unsere französischen Freunde von Robin des Bois ihre Transparentballen schultern, hinter ihnen Fotograf Hinrich seine Kameratasche, gefolgt von Ronald mit den Funkgeräten, die wir dick in Biwaksäcke verschnürt haben. Und wie immer bei unseren subversiven Gänsemärschen in die Zentren von Giftküchen und Seuchenherden werden ich und der Proviantsack das dicke Ende bilden – als letzte Hürde vor eventuell nachkletternden Werkschützern.

Der Bus schwenkt in eine Seitenstraße. Kies knirscht unter den Rädern. Über einem Waldrücken erscheinen schimmernd und dunstverhangen die vier Kegel der Kühltürme. Wie feine schwarze Nähte wirken darauf die Eisensprosssen, die 165 Meter hoch in die Wolken führen.

10 Uhr 30. Unsere Alu-Leitern überbrücken Zaun und Drahtverhau. Wolle ist schon drüben und in diesem Augenblick scheint unsere Aktion zu platzen: Ein Werkschützer im Auto fährt auf uns zu, stoppt, spricht in sein Funkgerät und prescht davon. In hohem Bogen werfen wir die Säcke über den Zaun, kraxeln hinterher, stieben die Böschung hinab, dem Kühlturm entgegen. 300 Meter noch bis zur ersten Sprosse! Arbeiter, nur einen Steinwurf entfernt, pfeifen uns nach. Gleich müssen Sirenen heulen, Wagen unter Blaulicht, Wachmannschaften mit Karabinern und Schlagstöcken auftauchen.

11 Uhr. Ich hocke in achtzig Meter Höhe auf einer Plattform und sperre den Aufstieg mit einer fingerdicken Kette, die ich kreuz und quer über das Einstiegsloch winde. Unter mir verdickt sich der Nebel, verpackt den Sockel des Turmes. Gedämpfte Kommandos von oben: Die Freunde zerren die Transparente aus den Säcken, beschweren sie mit sandgefüllten Beuteln und lassen sie über die Brüstung herab.

Weit und breit keine Bewegung, kein Aufmarsch, kein Alarm. Fast friedlich wirkt die riesige runde 200 Hektar große Baustelle zu meinen Füßen, auf der vier Atomreaktoren, jeder von der Größe Brokdorfs, entstehen. Die Arbeiter, die uns nachpfiffen, werkeln ungerührt weiter, schweißen ein Gerüst am Turbinenhaus des Nachbarblocks zusammen. Dort schwappte bei einem Probelauf unbemerkt eine wahre Sintflut in die Keller, staute sich dort drei Tage und legte die Stromversorgung lahm. Im Normalbetrieb hätte dieser Störfall dem Reaktor und damit dem dichtbesiedelten Grenzgebiet von Lothringen, Luxemburg und Saarland eine Tschernobyl-Katastrophe beschert. Dennoch soll dieser Reaktor ans Netz gehen, und ab 1990 werden drei weitere solcher todsicheren Reaktoren in Cattenom atomares Unheil ausbrüten, ungeheure Mengen radioaktiver Edelgase ausstoßen, die Mosel bis zu 30 Grad und mehr aufheizen und verseuchen. Bis zu 60 Curie dürfen die vier Megawatt Giganten von Cattenom dann Jahr für Jahr in den Fluß leiten. Ein Wert, der auf den ersten Blick harmlos niedrig erscheint, aber zur abenteuerlichen Bedeutung wächst, wenn man ihn auf den allmählich geläufigen Standard umrechnet: 1 Curie sind 37 Milliarden Bequerel!

14 Uhr. Eine Brise zerreißt den Nebel, die Sonne über Lothringen scheint auf Transparente, die in riesigen Lettern unsere Forderungen verkünden: STROM JA – SO NICHT! NUCLE AIRE AU NON! Jetzt erst – nach drei Stunden – lokalisiert uns der Werkschutz. Blaue Polizeiwagen umzingeln den Turm. Militär rückt an. Hinrich identifiziert durch sein Teleobjektiv schwarze Gestalten: Die berüchtigte Ranger-Truppe CAS.

Kersten, der neben einer Telefonzelle auf dem Markt des Dorfes Cattenom die Verbindung zwischen uns und der Außenwelt hält, berichtet über Sprechfunk, daß auch unsere Parallelaktion geklappt hat. Als »arbeitslose Lehrer« getarnt hatte sich heute morgen kurz vor unserem Sturmlauf zum Turm eine Gruppe von 24 Robin Woods im Rahmen einer

offiziellen Besichtigungstour durch das Werk führen lassen. Im Reaktortrakt, wo die Fremdenführerin des Informationsbüros die Segnungen nuklearer Techniken pries, scherten die ersten aus, erklommen ein Gerüst, an dem sie ein Transparent mit dem Text CATTENOM NON! BROKDORF – NEIN! entrollten. Dann zerstreute sich der Haufen über das Gelände. Drei Frauen und drei Männer kletterten ungehindert auf die Sockel der Kühltürme drei und vier. Bestürzte Werkschützer belferten in ihre Funkgeräte und erwiesen sich als restlos überfordert. Erst nach zwei Stunden war ein Teil der »Rabbatzgruppe« eingefangen. Der Rest meldete sich eine halbe Stunde später freiwillig zurück. Alle wurden gefilzt, ihre Personalien registriert. Keiner kam zu Schaden.

Erleichtert lassen wir unseren »Oberlehrer« Henry hochleben, der diese Aktion seit drei Monaten vorbereitet, den ominösen Studienrat Robert Wald und die nicht minder ominöse »Projektgruppe Atomkraft und der Lebensnahbereich« erfunden hatte.

Diesen fiktiven Robert Wald, den Henry mit einem ungemein seriösen Briefkopf und sogar mit einem Bankkonto ausgerüstet hatte, gelang es, nach mehrfachem Briefwechsel mit dem Energieunternehmen Preußen-Elektra, an der Spitze von 30 »arbeitslosen Lehrern« ins Atomkraftwerk Brokdorf eingeladen zu werden. Die Direktion zeigte sich äußerst beeindruckt von der sachlichen und disziplinierten Art, in der die Gruppe mit ihnen diskutierte. Den Plan, eine Wanderausstellung über Atomkraft und den Lebensnahbereich zu erarbeiten, unterstützte das Unternehmen mit einer Spende von 1.800 Mark – natürlich auf das Konto Robert Wald, unserer Kopfgeburt.

Mit diesen Referenzen im Rücken war es leicht, nach Cattenom eingeladen zu werden. Großzügig gestattete uns die Verwaltung, den »Lebensnahbereich« des Werkes zu erkunden: drei Tage lang durften wir hier ungestört fotografieren, zeichnen, Arbeiter und Angestellte interviewen. Die Gruppe deutscher Lehrer (professeurs allemands) in ihrem biederen bordeauxroten Reisebus wurde zur vertrauten Erscheinung in und um Cattenom.

14 Uhr 30. Rundfunksender in Frankreich, Luxemburg und der BRD berichten laufend über unsere Aktion. Atomkraftgegner des Drei-Länder-Ecks telefonieren eine Demonstration zusammen. Durch Hinrichs Tele sehen wir bald darauf die Vorhut, ungefähr 150 Menschen, die auf das Werk zumarschieren, sofort von Polizei und Militär aufgehalten, ins Dorf Cattenom zurückgescheucht werden. Kersten berichtet über Funk, daß die Soldaten mit entsicherten Maschinenpistolen die Menge auf dem Marktplatz zusammenpferchen und einkesseln. Philipp Leik, Sprecher der französischen Atomkraftgegner, protestiert und wird vom Einsatzleiter und CAS-Rangern zusammengeschlagen. Über dem Mirgenbach-Stausee im Westen schwebt ein Hubschrauber in einer langen Schleife auf unseren Kühlturm zu.

15 Uhr. Wir haben uns mit Karabinerhaken an der Brüstung gesichert und rätseln, was die Hubschrauberbesatzung mit uns vorhat. Landen kann sie hier oben nicht, denn der Rundlauf des offenen Kühlturms ist nur einen Meter breit. Im nächsten Augenblick entdecke ich, daß die drei Männer im Hubschrauber Gasmasken tragen. Einer lehnt aus der Seitentür und kippt eine gelbe Flüssigkeit aus einem Kanister über uns aus. Ich reiße den Karabinerhaken aus dem Geländer und renne geduckt unter dem Höllenlärm und Luftdruck der Rotoren um mein Leben.

Knapp zwei Meter über mir schweben der Kerl und sein Kanister. Sprühregen, der nach Benzin stinkt, hüllt mich ein. Panische, aberwitzige Gedanken: Die wollen uns abfackeln, ein weithin sichtbares Zeichen gegen ihre Widersacher setzen. Wer solche atomaren Höllenmaschinen wie diese Reaktoren baut, schrickt auch davor nicht mehr zurück. Fast die Hälfte des 300 Meter langen Rundlaufs jagt mich der Hubschrauber. Dann schwenkt er ab und hetzt Wolle auf der anderen Hälfte des Turmes.

15 Uhr 30. Der zweite Angriff. Diesmal sind wir vorbereitet, haben uns in die wasserdichten, nagelneuen, von der Preußen-Spende gekauften Biwaksäcke verkrochen, mit Karabinerhaken gesichert und rund um den Turm verteilt. Bevor ich ganz abtauche, mich wie ein Embryo auf dem Boden zusammenkrümme, sehe ich noch, daß wir diesmal aus einer großen Gasflasche mit weißlichem Schaum beschossen werden.

18 Uhr 30. Die vierte und letzte Attacke ist überstanden. Wir stehen in stinkenden Pfützen. Beim letzten Einsatz hat man uns offenbar mit einem Pestizid besprüht, das nach Läusepulver riecht, davor mit Reizgas, das in Augen, Mund und Nase brennt. Abenddämmerung über Cattenom. Der Hubschrauber verschwindet in Richtung Thionville.

19 Uhr Wir ziehen Bilanz: Unser Aktionsziel ist erreicht. Cattenom mit seinen unkalkulierbaren Restrisiken steht erneut in allen Schlagzeilen. Vor allem die Legende, daß diese hochbrisante Anlage absolut abgesichert sei, haben wir eindeutig widerlegt. Nicht auszudenken, wenn sich statt unseres friedlichen und gewaltfreien Häufleins eine Gruppe Saboteure mit Sprengsätzen eingeschlichen hätte!

19 Uhr 30. Wir steigen ab. Die Polizei empfängt uns überraschend höflich, fast respektvoll, durchsucht und fotografiert uns. Danach dürfen wir gehen.

Monsieur Bohler, Bürgermeister von Cattenom, verabschiedet sich sogar von uns. »Sie haben ein großes Risiko auf sich genommen«, sagt er mit leise tadelndem Unterton. »Konnten Sie sicher sein, daß alles so gut enden würde?«

»Nein«, sagt Hinrich, »das kann man bei Atomkraftwerken nie wissen«.

»Voilà!« erwidert der Bürgermeister lächelnd. »Das war eine gute Antwort!«

Konkret 11/86, S. 18

Konrad Ege

Reagans fürchterliche Richter

Wenn der US-Präsident Ronald Reagan im Januar 1989 endgültig aus diesem Amt verschwindet, wird seine Innenpolitik noch über Jahre hinweg fortgesetzt werden. Die obersten Gerichte sind mit mehr als strammen Parteigängern des Präsidenten besetzt, das oberste Gericht hat einen Vorsitzenden, der nicht nur gegen Frauen, Neger und Homosexuelle ist.

Den US-amerikanischen Rechten geht es immer besser. Nachdem die Exekutive und die Legislative schon seit fast sechs Jahren von rechten bis rechtsextremen Politikern kontrolliert werden, steht seit dem 17. September 1986 auch der Judikative ein strammer Rechter vor. An diesem Tag bestätigte der Senat den von Ronald Reagan ernannten 61jährigen William Rehnquist als Vorsitzenden des Surpreme Court (»Bundesverfassungsgericht«) und obersten Richter des Landes.

Mit ihm kann nun die in der Außen- und Militärpolitik so erfolgreiche Reagan-Konterrevolution nach mehreren Fehlstarts auch in den USA selber Wirklichkeit werden. In Sachen Sozialpolitik und Bürgerrecht geht es zurück in die frühen fünfziger Jahre. Rehnquist will nichts mehr von Rechten für ethnische oder politische Minoritäten hören. Original-Ton: »Langfristig wird es die Mehrheit sein, die bestimmt, was die verfassungsmäßigen Rechte der Minorität sind«.

Rehnquists Karriere: Top-Jurastudent in Kalifornien, von 1952 bis 1953 Angestellter des Bundesrichters Richard Jackson – In den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen war Jackson der »Chief Council« der US-Regierung – , Rechtsanwalt im Bundesstaat Arizona, Lokalaktivist der Republikanischen Partei, 1969 von Richard Nixon ins Justizministerium geholt, 1972 vom gleichen Präsidenten zu einem der neun Supreme-Court-Richter ernannt, und 1986 von Reagan zum Vorsitzenden dieses Gerichts benannt und vom Senat bestätigt.

Ende September wurde Rehnquist von Reportern gefragt, ob er nicht etwas zur Beschwichtigung der gegen seine Ernennung protestierenden Bürgerrechtsgruppen sagen wolle. Nein, erwiderte Rehnquist, das wolle er nicht. Die könnten ja seine Entscheidungen lesen, und wüßten dann, wo er stehe. Lesen wir also seine Entscheidungen:

•

In einem Memo für Richter Jackson trat Rehnquist für die Ablehnung des Berufungsantrages von Julius und Ethel Rosenberg ein, die in der antikommunistischen Hexenjagd der frühen fünfziger Jahre als »Atomspione für Rußland« – nach Ansicht vieler Beobachter, unschuldig – zum Tod auf dem elektrischen Stuhl verurteilt worden waren. Kommentierte Rehnquist: »Es ist schade, das das Vierteilen abgeschafft worden ist«.

•

In einem weiteren Memo für Jackson sprach sich Rehnquist für die Verfassungsmäßigkeit des Vorwahlsystems in Texas aus, in dem nur Weiße wählen konnten. Rehnquist: »Es ist Zeit, daß das Gericht die Tatsache realisiert, daß Weiße im Süden die Farbigen nicht mögen«. 1952 befand Rehnquist auch das segregierte Schulsystem für »richtig«.

•

Im Sommer 1986 traten ein knappes Dutzend Zeugen auf, die aussagten, Rehnquist habe Ende der fünfziger Jahre in seinem Wohnort Phoenix (Arizona) mit anderen republikanischen Aktivisten die traditionell demokratisch wählenden Schwarzen und Latinos beim Wählen behindert. Rehnquist streitet das heute ab, kann sich aber an Details nicht mehr erinnern.

•

1961 kaufte Rehnquist ein Haus in Phoenix; im Kaufvertrag hieß es, daß dort »niemand wohnen darf, der nicht der weißen oder kaukasischen Rasse angehört«. Ein zweites Rehnquist-Haus in Vermont darf laut Kaufvertrag »an kein Mitglied der hebräischen Rasse« verkauft werden. Heute will der Rechtsanwalt die Verträge nicht gelesen haben. (Derartige Restriktionen waren nicht ungewöhnlich. Auch Reagan unterschrieb 1941 einen Vertrag, demzufolge Schwarze nur als Diener in seinem Haus leben durften.)

•

1964 wollte der Stadtrat in Phoenix ein Gesetz zum Verbot der Diskriminierung gegen Schwarze in Gaststätten erlassen. Rehnquist protestierte gegen das Gesetz, da es das »Recht auf Eigentum« der diskriminierenden Wirte verletzen würde. Einen seiner politischen Gegner ließ er wissen, daß er »gegen alle Bürgerrechtsgesetze« sei.

In Nixons Justizministerium hatte Rehnquist Anfang der siebziger Jahre Gelegenheit, seine Philosophie über politischen Protest – »Was das Staatsrecht angeht... kann Ungehorsam nicht toleriert werden... Wenn Gewalt nötig ist, um die Einhaltung von Gesetzen zu garantieren, müssen wir nicht davor zurückschrecken, sie einzusetzen« – in die Praxis umzusetzen. Als die Demonstrationen gegen den Vietnamkrieg eskalierten, schlug Rehnquist vor, >’qualifiziertes' Kriegsrecht« in den USA einzuführen.

Rehnquist war damals Chef des »Office of Legal Council«, das den Präsidenten über Rechtmäßigkeit seiner Erlässe berät. 1969 wirkte er bei der Ausarbeitung eines Programms mit, das es Nixon erlaubte, die militärischen Geheimdienste in die

Anti-Vietnamkriegsbewegung infiltrieren zu lassen. Rehnquist will sich heute nicht mehr genau an seine damalige Rolle erinnern können, und das Justizministerium weigert sich, die entsprechenden Dokumente freizugeben. Als Rehnquist dann im Januar 1972 sein Amt als Richter des Supreme Court antrat, wurde dort über die Zulassung einer Klage gegen das Bespitzelungsprogramm entschieden. Mit fünf zu vier Stimmen urteilte das Gericht gegen die Zulassung. Eine der fünf Stimmen kam von Rehnquist.

Im Justizministerium wurde während Rehnquists Amtszeit auch über den – bis heute noch nicht verabschiedeten – Verfassungszusatz zur Gleichberechtigung der Frauen debattiert. Rehnquist diskutierte mit. Er sei gegen Gleichberechtigung, da der Verfassungszusatz »so gut wie alle legalen Unterschiede zwischen Frauen und Männern abschaffen würde«, er war besorgt, der Zusatz würde die Herrschaft des Mannes untergraben. Gegenwärtig »muß der Wohnort der Frau der des Mannes sein, und wenn der Mann beschließt, von Boston nach Chicago zu ziehen... muß die Frau ihm unter den Gesetzen folgen (und auch unter dem traditionellen Ehebund und den meisten religiösen Lehren.)«. Der Verfassungszusatz gäbe »beiden Entscheidungsfähigkeit« – in Rehnquists Anschauung ein untragbarer Umstand.

Von der »New York Times« wurde Rehnquist Anfang 1985 gefragt, ob er seit den fünfziger Jahre seine »Philosophie« geändert habe. »Ich glaube nicht, daß meine Ansichten sich seitdem wesentlich geändert haben«, war die Antwort. In der Tat: Rehnquist blieb sich selber auch als Richter des Obersten Gerichtshofes von 1972 bis 1986 treu. In diesem Zeitraum kamen 58 Fälle vor die neun Richter, in denen Klägerinnen sich aufgrund ihren Geschlechts diskriminiert sahen. Rehnquist stimmte 47 Mal gegen die Klägerinnen, während der Gerichtshof als ganzer nur 25 Mal gegen sie entschied. In allen Fällen, in denen der Staat – beispielsweise zu Fragen der Pressefreiheit – verklagt wurde, entschied Rehnquist gegen den Kläger.

In Zukunft wird Rehnquist als Vorsitzender und nicht als einfaches Mitglied des Supreme Court mehr Erfolg haben, seine Vorstellungen durchzusetzen. Die folgenden Meinungen, für die Rehnquist bisher keine Mehrheit gefunden hat, könnten zu Urteilen des Gerichts werden, vor allem da Reagan gleichzeitig mit Rehnquist dessen Gesinnungsgenossen, den 50jährigen Antonin Scalia (ein »aggressiver Konservativer«, so »Newsweek«) zum Mitglied des Gerichtshofes machte:

- Schwangerschaftsunterbrechung ist illegal.
- Eine fundamentalistische »christliche« Universität, die keine Schwarzen aufnimmt, darf von der Regierung subventioniert werden.
- Richter dürfen alle Schwarzen von einem Geschworenengericht ausschließen, wenn ein Schwarzer angeklagt ist. Frauen können ebenfalls ausgeschlossen werden.
- Die Regierung kann einer schwangeren Frau Arbeitslosengeld verweigern, weil sie ohnehin keine Arbeitstelle finden könnte.
- Christen haben ein verfassungsmäßiges Recht, in staatlichen Schulen organisiert zu beten, Angehörige anderer Religionen haben das nicht.
- Der Supreme Court darf sich nicht in die internen Angelegenheiten eines Staates einmischen, selbst wenn das, wie in den siebziger Jahren, bedeutet, daß Gefangene im US-Staat Arizona monatelang in überfüllten »Hungerzellen« eingesperrt wurden.

Anders als Ronald Reagan verbirgt Rehnquist seine Ideologien nicht hinter einem großväterlichen Lächeln. Er soll die Drecksarbeit für Reagan machen, und, was Rechte der Minoritäten, Frauen und »Dissidenten« angeht, die USA um Jahrzehnte zurückversetzen.

Die starke Bürgerrechtsbewegung und die kampfbereiten Frauenorganisationen haben es Reagan in seinen beinahe sechs Jahren im Weißen Haus trotz hartnäckiger Versuche nicht erlaubt, mit Hilfe neuer Gesetze seine innen- und sozialpolitischen Vorstellungen – sprich Verstärkung der Macht der weißen Männer und Kodifizierung »traditioneller Werte« – durchzusetzen. Also will Reagan die Gesetze durch sympathische Richter uminterpretieren lassen, nachdem in den letzten 30 Jahren Gerichte, allen voran der Supreme Court, unter massivem Druck von Bürgerbewegungen, Entscheidungen getroffen haben, die das Leben der Unterprivilegierten drastisch verbessert haben: 1954 wurde Rassensegregation in staatlichen Schulen und 1956 Rassentrennung im Transportwesen für verfassungswidrig erklärt, 1961 legte der Gerichtshof das Prinzip »eine Stimme für jeden Bürger/in« fest, 1963 entschied er, daß Angeklagte das Recht auf

Verteidigung haben, 1973 wurde Schwangerschaftsunterbrechung legalisiert, und 1978 urteilte er daß Firmen Minoritäten bevorzugt Arbeitsstellen geben dürfen, da diese in der Vergangenheit benachteiligt worden seien.

Das Bündel für Reagans Innenpolitik – die vom Präsidenten auf Lebenszeit ernannten Richter des Supreme Court und die beinahe 800 Richter der dem Supreme Court direkt untergeordneten Berufungsgerichte (Appeals Court) und Bezirksgerichte (District Court) – hat der Präsident fast schon komplett gepackt. Drei von ihm ernannte Richter sind im Supreme Court, Rehnquist sitzt ihm vor, und wenn Reagan im Januar 1986 das Weiße Haus verläßt, wird er über die Hälfte der Richter an den Berufungsgerichten ernannt haben. Nahezu all dieser Richter unterscheiden sich von Rehnquist nur durch den Namen. Was bleibt zu erwarten in den nächsten Jahren? Gerichtsentscheidungen, die die Bürgerrechtsgesetzte schwächen, eine Einschränkung oder Aufhebung der Legalisierung der Abtreibung, gerichtliche Angriffe auf die Pressefreiheit und auf die Trennung zwischen Kirche und Staat und eine Einschränkung der Rechte der Angeklagten und Inhaftierten. Auf gehts in die fünfziger Jahre.

Und: Reagans Richter werden ihren Chef überleben. Sie sind auf Lebenszeit ernannt.

Konkret 11/86, S. 20

Detlef zum Winkel

Langer Kommt. Und wenn er sagt, daß er kommt, kommt er prompt

Die Bundestagsfraktion der Grünen, so es denn eine geben wird nach den Januar-Wahlen, darf sich auf einiges gefaßt machen. Mit dem Hamburger Thomas Ebermann zieht ein Mann ins Parlament, der in der Mitte des Plenums, wo die Grünen sitzen, absolut verquer plaziert sein wird. Vielleicht stellt er sich ganz links, wo so viel Platz ist, einen Stuhl dazu.

Würden die Grünen darum bitten, einen Wahlaufruf für sie zu verfassen, wäre das sicher zu bewerkstelligen. Doch müßte man sie darauf aufmerksam machen, daß jedes der dafür tauglichen Argumente im Prinzip auch auf die SPD anwendbar wäre. Vom letzten Bundeskongreß der Partei des Überlebens flattert den lieben Wählerinnen und Wählern ein Hirtenbrief in die Häuser, den man getrost mit allen anderen Druckerzeugnissen über bleifreie Naturversöhnung in Frieden und Freiheit in die dafür vorgesehenen Container weiterleiten kann, damit die Rotation des Papiers stattfinde, nachdem sie auf dem Papier getilgt wurde. Im übrigen werden die wenigsten Grünen solche Feststellungen als beleidigend empfinden; wer ihnen heute Normalität bescheinigt, erntet ein dankbares Ökologenlächeln.

Mit dem Kreuz im Januar wäre es ohnehin ein rechtes Kreuz, denn wo soll es hin, wenn beide so dringend einen Denkzettel benötigen, Grüne wie Sozialdemokraten? Nachdem nun immer mehr junge Leute aus Verzweiflung über diese tragische Verknotung zur Säge greifen wie weiland Alexander zum Schwert, sei die elegante Lösung des Dilemmas präsentiert. Sie heißt Thomas Ebermann, wird im linksradikalen Freundes- wie im rechtsradikalen Feindeskreis (d. h. bei den Verfassungsschutzbehörden) als »Langer« geführt und ist der Hamburger Spitzenkandidat für die Bundestagswahl, weil SPD, CDU und FDP in der Hansestadt nur Drittklassiges nominiert haben.

Selten war die Qual der Wahl so schal, gäbe es nicht diesmal den Ebermann-Effekt als Quantensprung im trägen Fluß des grünen Anpassungsstroms. So hat die Linke – gepriesen sei der Zufall, die Dialektik oder einfach die GAL – ein Rennpferd mit gefürchteten Traberqualitäten am Start. Argwöhnisch wirft auch der Rest der Welt ein Auge auf den Kandidaten. Zu kühl sei er, lautet die Diagnose vom FAZ bis Pflasterstrand, zu nüchtern berechnend, analytisch, arrogant. Solche Urteile hört man gern, und daß mit diesem Gebaren keine innergrünen Mehrheiten zu erringen wären, spricht auch nicht gegen ihn. Verständlich, daß die realpolitische Konkurrenz der künftigen Zusammenarbeit in Bonn mit gemischten Gefühlen entgegensieht. Der ganz spezielle Ärger aber steht der SPD bevor: Das Einverständnis der Wählerschaft vorausgesetzt, wird im Bonner Plenarsaal penetrant einer links von ihr stehen, auch wenn er bei seinen Kolleginnen und Kollegen in der Mitte sitzen muß.

Oft haben grüne Abgeordnete in den vergangenen Jahren heilige parlamentarische Abläufe gestört und hartgesottene Hinterbänkler aus ihren Träumen gerissen, nach deren Inhalt zu fragen die Höflichkeit verbietet. Ebermann ist der einzige, dem die Gnade zuteil wurde, einmal das Weiße in den Augen sozialdemokratischer Mandatsträger erblicken zu dürfen. Für den Rhetoriker der GAL war der Genuß nur dadurch getrübt, daß er die meiste Zeit seiner betreffenden Ansprache den Widerpart fixieren mußte, vor ihm in der ersten Reihe des traditionsreichen Rathaussaales sitzend, die Beine wie üblich übereinandergeschlagen. Daneben und dahinter zu Salzsäulen erstarrte parlamentarische Honoratioren in den absolut teuersten Textilien, die der Kleiderschrank eines Abgeordneten zu bieten hat.

Die Hamburger Bürgerschaft ernannte Helmut Schmidt zum Ehrenbürger der Stadt. Eine Feierstunde war angesagt, Würde, Stil, Gemessenheit, um Himmels willen keine Debatte. Aber das Protokoll, Elend der Demokratie, erlaubte eine Entgegnung auf die Laudatio. Ebermann nutzte die Gelegenheit, um bedächtig., emotionslos und mit qualvoller Zitiergenauigkeit sozialdemokratische Artigkeiten aus Schmidts Kanzlerjahren aneinanderzureihen, von der Feldwebelmentalität bis zu den Sekundärtugenden. Und über den Bänken spürtest du kaum einen Hauch: Kein Zuruf, kein Protest. Alle wünschten nur, daß der Redner tot umfalle, möglichst schnell und möglichst geräuschlos.

Es war denn auch sein Auftritt mit den meisten Morddrohungen. Anonyme Briefeschreiber kündigten an, ihn im Kot ersticken zu lassen oder einen ungespitzten Holzpfahl durch seine Eingeweide zu rammen. Typische Ebermann-Pose: Er wundert sich, daß die eigenen Einschätzungen über einen primitiv reaktionären, gewalttätigen Bodensatz in dieser scheinbar zivilisierten Gesellschaft vollauf bestätigt werden. Hätte er selber nicht geglaubt, daß man damit so recht hat, aber – warum ungespitzt? Das bringt ihn ins Grübeln, weil diese zusätzliche Note im Endeffekt doch kaum ins Gewicht falle.

Mit oder ohne Verlaub ausgesprochene Verbalinjurien, symbolische Kostümierungen und andere Kinkerlitzchen, mit denen grüne Volksvertreter äußerst unkonventionell ihre besondere Betroffenheit zu unterstreichen pflegen, um in den Medien erwähnt zu werden, sind unter Ebermanns Niveau. Bisher wurde er noch kein einziges Mal von Parlamentssitzungen ausgeschlossen. Seine Lust findet er darin, beim Präsidium den dringenden Wunsch zu nähren, den Abgeordneten Ebermann vor die Tür zu setzen, zur Befriedigung dieses Bedürfnisses dann jedoch keinen Anlaß zu geben. Nur einmal sind ihm die Gäule durchgegangen: Als sich die CDU der Umbenennung eines universitätsnahen Geländes in Salvador-Allende-Platz widersetzte. Da hat er sein Manuskript beiseitegelegt und nur noch gewütet. Immerhin mit dem

ungewöhnlichen Ergebnis, daß auch die anderen Fraktionen die vielgepriesene Zurückhaltung vergaßen, so daß am Ende die Bürgerschaft insgesamt wegen nicht hanseatischen Benehmens getadelt werden mußte.

Neben zahlreichen Komplimenten, die ihm im Verlauf dieser Schlacht aus dem Plenum entgegengeschleudert wurden, etwa daß er es nicht wert sei, angespuckt zu werden, erreichte ihn zwischenrufsmäßig die besondere Auszeichnung, er sei eben doch Kommunist. Also: Ebermann ist nicht nur so einer – das wäre hierzulande ja lediglich ein Nullachtfünfzehn-Anwurf, den jeder durchschnittliche Sozialdemokrat leicht einheimsen kann – , sondern er ist tatsächlich so einer – doch, doch – und die Debatte um den Allende-Platz hat es nur erneut bewiesen, daß es wahr ist.

Noch ein Punkt in der K-Tabelle der Bundes- und Landesämter. Für die ehemaligen KB-Mitglieder Ebermann, Trampert und Reents gibt es dort nach Flensburger Vorbild eine Sündenkartei mit zwei Spalten für rote resp. grüne Striche. Ist dann ein Jahresbericht fällig, braucht man nur die farbigen Markierungen zusammenzuzählen, wobei die Mehrheit – kleine Erleichterung für mathematisch weniger begabte Beamte – feststeht. Und Lochte, Geißler, Glotz legen die Stirn in Falten, tauschen vielsagende Blicke aus, die wiederum von Eingeweihten der FAZ und Welt trefflich gedeutet werden. Von wegen früherer KB-Kader ... Der Kerl will Dissident sein und ist schlimmer als zuvor, wo gibt's denn sowas?

So wisset denn von jemandem, der es besser weiß: Alles ist wahr und noch viel schlimmer als befürchtet. Ebermann wird von Moskau dirigiert, von Havanna inspiriert und von Pankow gelangweilt. Ist Agent aller bewaffnet kämpfenden Befreiungsbewegungen. Raucht, steht erst gegen Mittag auf, ohne das Bett zu machen und klagte als Wasserträger der ersten Terroristengeneration den Staat wegen Stammheim an, als es noch kein Kino war. Hat kein Geld, verwettet es, wenn doch und prügelt sich vor Bauzäunen von Atomkraftwerken. Widerstand in Brokdorf dem Nebel, in Grohnde der Staatsgewalt, in Malville dem Regen und in Kalkar der Angst. Verfügt über ein einzigartiges Gedächtnis für klassenkämpferische und andere sportliche Ereignisse bis hin zum Tabellenstand der letzten Amateurliga/Alte Herren sowie über einen ehemaligen Erfahrungsschatz im Infiltrieren, Majorisieren und Panaschieren von Bürgerinitiativen und Vereinen aller Art, grüne Landesverbände eingeschlossen.

Um seine Unterwanderungsqualitäten ermessen zu können, muß man sich die ganze Verzweiflung gewisser Hamburger Betriebsräte vorstellen, wenn sie etwa ein Dutzend aufmüpfiger Vertrauensleute hintereinander aus dem Betrieb und vollständigkeitshalber auch noch aus der Gewerkschaft eliminiert hatten, aber der dreizehnte, gerade eben in die VK-Leitung gewählt, war schon wieder von den Chaoten. Jahre später kommt Ebermann, zu recht verdächtig, für solche unliebsamen Überraschungen mitverantwortlich gewesen zu sein, durch die Vordertür auf eine Belegschaftsversammlung der streikenden HDW-Werft, kreuzt die Klingen mit Dohnanyi, verweigert der Gewerkschaft die pflichtgemäße Politikerverbeugung, gefährdet mit seinen abenteuerlichsten Angriffen auf die Rüstungsproduktion (scheinbar) die Arbeitsplätze und wird mit Beifall entlassen. Was zu beweisen war: Auf der Zielgeraden wird das Rennen entschieden.

In den Kurven gönnt sich der Genosse auch mal ruhigere Etappen. Beobachter hat das schon zu allerlei witzigen Mutmaßungen animiert, etwa daß Ebermanns Müdigkeit nur vorgetäuscht sei, während er hellwach seine Augen und Ohren überall habe. In Wahrheit handelt es sich um ganz reale Nickerchen, Schlümmerchen und Verschnauferchen, wie sie dem arbeitenden Menschen zu eigen sind. Und mit dem gleichen untrüglichen Instinkt, mit dem der proletarische Wachschläfer den nahenden Meister ahnt, ist er voll da, wenn sein Einsatz kommt. Diese ausgereifte Technik, ohne die er das linke Terminpensum nie bewältigen könnte, kombiniert mit den Spielerkünsten des Bluffens und Übervorteilens sowie der Politikereigenschaft, niemals sich selbst zu unterschätzen, qualifiziert ihn für hohe und höchste Ämter. Aber es macht ihn zu Fischers Angstgegner, daß er für eine derartige Laufbahn nicht den Schatten einer Schwäche zeigt.

Sie, die GAL-Abgeordneten, seien zu Beginn der letzten Hamburger Legislaturperiode die Größten gewesen, meint Ebermann bescheiden. Noch in jeder Diffamierung durch die Etablierten habe Bewunderung mitgeklungen. Sie hätten sich halt an Sachkenntnis von niemandem in die Tasche stecken lassen, ohne Abstriche an der außerparlamentarisch gewonnenen Radikalität zu machen. Kleines Beispiel aus dem grauen Alltag einer Haushaltsdebatte: Personalnebenkosten einer Universitätsklinikswäscherei. Die CDU weist anhand von Zahlen nach, daß Privatisieren billiger wäre. Die SPD zieht sich zurück: Billiger vielleicht, aber auf Kosten der Hygiene. Ob er da das öffentliche Wirtschaften als irgendwie progressiver verteidigen solle, fragt Ebermann, wo es eigentlich darum ging, daß einige türkische Wäscherinnen etwas locker arbeiteten? Die GAL stimmte für den Haushaltsposten, weil der berechtigte Schlendrian erhalten werden müsse: Humanisierung der Arbeitswelt.

»Wir sind an der DKP-Methode, Politik zu machen, voll vorbeigerauscht«, charakterisiert er dieses Vorgehen, wobei für DKP ebensogut Juso oder Realo stehen könnte. Gemeint ist die unablässig wiederholte, aber nie erwiderte Einladung an die SPD zum Schulterschluß, eine Bündnispolitik, die sich im stereotypen Herunterbeten der eigenen Bereitschaft erschöpft.

Innerhalb der Grünen sind die Ökospezialisten um Ebermann und Trampert inzwischen die Hauptopponenten der hessischen Koalitionspolitik, der sie die »Hamburger Tolerierungslinie« entgegensetzen: Unterstützung der SPD nur bei Erfüllung vorher festgelegter Bedingungen, keine Regierungsbeteiligung. Dem Diskussionsstil der Ökopartei ist es

geschuldet, daß ihr Selbstverständnis häufig auf diese taktische Alternative reduziert wird. Für die beiden Linksgrünen ist eine Politik, die die Sozialdemokratie hinnimmt, wie sie ist, schon deshalb erledigt, weil sie bedeutet, die Verhältnisse hinzunehmen, wie sie sind. Und selbst in ihren kühnsten Erwartungen rechnen sie nicht damit, alt genug zu werden, um erleben zu können, wie die SPD-Baracke von alleine, freiwillig oder kraft besserer Einsicht die notwendigen Veränderungen einleitet. Denn Parteivorstände spielen in diesen Überlegungen keine Rolle. Alles Trachten und Streben richtet sich darauf, in dem großen Block der sozialdemokratischen Lohnempfänger, um es ganz sachlich auszudrücken, etwas in Bewegung zu setzen, ohne das nichts geht.

Darum wird auch an ihrer Politik gegenüber den Gewerkschaften besonders deutlich, was das Hamburger Duo will. Natürlich schmeichelt es Ebermann, offiziell vor der Belegschaft einer Hamburger Werft sprechen zu können. Aber er würde einen noch so beifallumrauschten Auftritt für sinnlos halten, wenn er nicht dazu beiträgt, Kräfte freizusetzen, die das Gesicht der Gewerkschaften verändern können. Weniger weil es den Grünen gut zupaß käme, sondern weil man sich ohnehin jede Mühe ersparen kann, wenn nicht doch irgendwann diejenigen auf den Plan treten, die für die Verwalter der Neuen Heimat nicht mehr als Mitgliedsnummern sind.

Ebermanns und Tramperts Thesen* sind in der linken Szene durchaus nicht nur auf Zustimmung gestoßen. Ihr Versuch einer Vereinigung von Ökologie und Sozialismus bleibt ein Unternehmen mit open end. Aber daß sie irgendwo den Standpunkt des privilegierten Biobürgertums eingenommen hätten, kann man ihnen nicht nachsagen. Im Bundestag reicht das für eine spannende Außenseiterrolle.

Warum ich nicht über Brüche, Spaltungen, endlose Streiterden, Krach, Krise und Selbstzerfleischung schreibe? Warum ich verschweige, daß Ebermann mit keinem einzigen Sozialisten übereinstimmt, so wie zwei Sozialisten niemals untereinander und mit sich selbst übereinstimmen? Ist doch klar: Einen Solisten schickt man nicht mit solcher nervlicher Belastung ans Mikro. Soll denn der Mensch noch weiter verunsichert werden, nachdem er sich den Optimismus schon abgeschminkt hat, seine derzeitige Partei werde sich mehr oder weniger zwangsläufig nach links entwickeln? Wo er sich heute schon fragt, warum selbst enge Mitstreiter immer mehr auf die Machbarkeit einer Reformpolitik abfahren statt auf ihren Inhalt. Und dann auch noch der Psychostreß freudloser Perspektiven, die das erregende Ambiente der Bundeshauptstadt zu bieten hat.

Ebermann wäre ernsthaft zu bedauern, würden nicht andere unser Mitleid dringender benötigen. Eine SPD zum Beispiel, der die bayerische Verheißung den Ausgang ihres tapferen Streitens um die absolute Mehrheit ankündigt oder die Realo-Grünen, welche die bittere Pille der Trauerarbeit herunterwürgen müssen (wegen entgangener Beamtenstellen, was denn sonst?). Zwischen all dem absehbaren Ach und Weh wird Ebermann ein Quell der Erquickung sein – vorausgesetzt, er hat noch einen Koffer in Hamburg.

---

* Thomas Ebermann / Rainer Trampert: »Die Zukunft der Grünen«; KONKRET LITERATUR Verlag, 288 Seiten, 24 Mark

Konkret 11/86, S. 24

Christian Bachmann

Die Negermutti muß in den Käfig

In einem Dorf in Gambia erforscht die Fondation Nestlé gegenwärtig den Nahrungsbedarf Schwangerer und stillender Mütter. Die Untersuchungsobjekte werden in einer kleinen Blechkiste gehalten. In einer größeren befinden sich die Meßgeräte und Computer, die, zum Vorteile des Umsatzes von Milchpulver, den Nachweis erbringen sollen, daß die Frauen in der Dritten Welt auch mit weniger Nahrung als bisher angenommen auskommen können.

Alain (oder heisst er François?) grinst verlegen, als wir ihn durch das Glasfenster angaffen. Mit dem gekrümmten Zeigefinger reibt er sich kurz die Nase. Diese Geste, fällt mir ein, habe ich während meines Zoologiestudiums bei Affen im Käfig oft beobachtet und auf Datenblättern protokolliert: Abkürzung »dg«. Aber das Primaten-Verhalten von Alain oder François oder wie immer der Student hinter der luft- und schalldicht abgeschlossenen Scheibe auch heißen mag, tut hier nichts zur Sache. Das für die zur Debatte stehende Forschung Wesentliche erfassen Messgeräte und Computer, die genau ausrechnen, wieviele Kalorien Alain/François verbrennt, während er auf irgendeine Prüfung büffelt.

Ein sauberer Deal, nichts dagegen einzuwenden: Alain/ François verkauft dem Professor Eric Jéquier, Ernährungsforscher an der Universität Lausanne und Präsident der Fondation Nestlé, einige seiner Körperdaten und bekommt dafür ein Taschengeld und eine ruhige Ecke zum Büffeln, mit Klo und Fernsehen.

Von Ausbeutung kann hier nicht die Rede sein. Im Gegenteil, vielleicht profitiert der Alain/François, älter und fetter geworden, einmal von einer neuer Abspeckungsmethode made in Lausanne, dank seiner Daten. Wer weiß?

In Afrika, könnte man meinen, haben sie andere Sorgen. Aber hauptsächlich für Afrika wurde »la chambre calorimétrique« gebaut, die vollcomputerisierte Baubaracke, in der jetzt noch Alain/François sitzt. Die beiden Blechkisten, eine für den Aufenthalt von schwangeren oder stillenden schwarzen Frauen mit ihren Babys und eine etwas größere für den Computer und Meßgeräte, durften noch kurz besichtigt werden, als sie versandfertig auf dem Parkplatz des Lausanner Institut de Physiologie, 7, rue de Bugnon, standen. Jetzt sind die sterilen Kisten in einem Dorf in Gambia im Einsatz.

Professor Jéquier hat nicht den geringsten Zweifel, daß auch dieser Deal fair ist: »Die Fondation Nestlé studiert seit mehreren Jahren die Energiebedürfnisse schwangerer und stillender Frauen in verschiedenen Ländern, besonders in der Dritten Welt. Ziel dieser Arbeiten ist es, verlässliche Daten über den Energieverbrauch während Schwangerschaft und Stillzeit zu bekommen, so daß neue Empfehlungen über die besonderen Ernährungsbedürfnisse herausgegeben werden können, die mit diesen beiden Lebensumständen verbunden sind«, erklärt der Professor. »Unser neues Projekt, das die chambre calorimétrique in Gambia einsetzt, soll die physiologischen Mechanismen erklären, die eine normale Entwicklung der Schwangerschaft und ein Stillen trotz beschränkter Nahrung möglich machen.«

Was Professor Jéquier damit meint, ist die Tatsache, daß auch schlecht ernährte Frauen normalgewichtige Babys zur Welt bringen. Die Natur schlägt sich kompromißlos auf die Seite des Nachwuchses. Da muß sich der mütterliche Organismus manchmal wehren. Der Körper von Schwangeren, so haben die Ernährungsforscher herausgefunden, bedient sich derselben Energiespartricks wie jeder Hauswirt beim Heizen seit der Ölkrise: Nachtabsenkung, in diesem Fall der Körpertemperatur. Die Fondation Nestlé will jetzt herausfinden, warum das so ist, und welche Konsequenzen es haben könnte. »Nur indem wir die beteiligten Energiespar-Mechanismen erklären, können neue Empfehlungen über die wirklichen Energiebedürfnisse von schwangeren und stillenden Frauen bei beschränkter Ernährung international akzeptiert werden.«

Professor Jéquier glaubt nämlich, daß die Empfehlungen der FAO für die Ernährung Schwangerer unrealistisch und unvernünftig hoch seien. Diese Empfehlungen lauten: 2500 Kalorien pro Tag für Schwangere, 2650 bis 2800 Kalorien für Stillende. In vielen Ländern der Dritten Welt müssen Kinder, Männer und Frauen (schwangere oder nicht) mit 1200 bis 2000 Tageskalorien auskommen. Professor Jéquier will sich auf keine Zahl festlegen, läßt aber durchblicken, daß so ungefähr 2000 Kalorien genügen könnten, vielleicht ein bißchen mehr. Das soll jetzt aber eben mit der chambre calorimétrique genau erforscht werden, damit man es ein für allemal weiß.

Mit anderen Worten: Der Hunger in der Welt ist zwar schlimm, aber auch nicht wieder so schlimm. Auch Schwangere, die ein bißchen weniger essen, als sie gerne möchten, bringen gesunde Kinder zur Welt und können sie sogar ausreichend stillen. Braucht es also – Pech für Nestlé – gar nicht soviel Milchpulver in der Dritten Welt? Natürlich Unsinn. Es braucht mehr Milchpulver, als Nestlé liefern kann. Die Frage lautet doch: Welcher Tropfen auf welchen heißen Stein? Da kann es Nestlé nur recht sein, wenn die Wissenschaftler das genau erforschen – mit Hilfe von Körperdaten, die sie den Einwohnerinnen der Dritten Welt abgenommen und an europäische Uni-Institute importiert haben. Je mehr die Wissenschaftler wissen, desto besser für Nestlé, die Firma, die unter Zweiflern schon soviel zu leiden hatte. Zumindest kann es dem Milchpulver-Marketing nicht schaden, wenn wissenschaftlich erwiesen ist, wer wann exakt wieviel Nahrungsenergie benötigt.

Für die 720.000 Mark, die das Ernährungslabor im gambianischen Dorf kostet, könnten die Einwohner vielleicht zehn Brunnen graben, um damit ihre Felder zu bewässern. Sie hätten dann mehr zu Essen. Aber inzwischen gilt das

Brunnengraben auch nicht mehr als Patentlösung der Hilfe zur Selbsthilfe: Das Grundwasser sinkt, und die Bäume verdorren...

Die Forscher der Fondation Nestlé befassen sich nicht mit der Frage, warum hiesige Kühe, gemästet unter anderem mit Futtermitteln aus der Dritten Welt, soviel Milch geben, daß diese zu Milchpulver verarbeitet werden muß. Sie sind damit zufrieden, daß der Ertrag aus Milchpulver- und anderer Nahrungsmittelfabrikation ausgereicht hat, eine Fondation zu gründen, dank der sie jetzt forschen können.

Konkret 11/86, S. 30

Ingrit Seibert

Die Kinder der Machos, der »Neue Mensch« und die Abtreibung

Im revolutionären und zugleich kreuzkatholischen Nicaragua wird über die Abtreibung gestritten. Die Revolutionäre sind sich nicht einig, die Frauen der Revolution auch nicht

»Gott sei Dank geht es mir nicht so wie ihr!« Elena, eine noch recht kindliche Vierzehnjährige, beobachtet mit grauenerfülltem Blick ihre Bettnachbarin, die, gespickt mit Kanülen und Schläuchen, langsam neben ihr dahinstirbt.

Elena ist eine der wenigen, die die wahre Ursache ihres Spitalaufenthaltes zugibt: schwere Komplikationen als Folge einer heimlichen Abtreibung – die Haupttodesursache nicaraguensischer Frauen jüngeren Alters. Die Zahlen sind so alarmierend, daß selbst in diesem kreuzkatholischen Land eine hitzige öffentliche Debatte über eine mögliche Legalisierung der Abtreibung losgebrochen ist. Zehn Prozent der nach einer heimlichen Abtreibung ins Spital eingelieferten Frauen sterben, über 26 Prozent bleiben steril. Und vermutlich die Mehrheit kommt gar nicht erst in ein Krankenhaus.

Die unterschiedlichen Meinungen, die zum Thema Abtreibung auch im offiziellen Organ der regierenden Sandinisten, der »Barricada«, laut werden, zeigen recht deutlich die Widersprüche auf, mit denen der »Neue Mensch« – denn der ist die Utopie dieser Revolution – leben muß. Sie sind aber auch Beweis für die Offenheit der Diskussion – und dafür, daß es für die meisten Fragen des Lebens keine von oben verordnete verbindliche Meinung gibt.

So wurde etwa der für eine künftige Verfassung des Landes ausgearbeitete Entwurf in sogenannten »Cabildos« – öffentlichen Diskussionsveranstaltungen, bei denen jeder, der Lust dazu verspürte, das Wort ergreifen und fünf Minuten lang seine Meinung sagen konnte – mit dem Volk diskutiert. Diese Cabildos wurden in allen Regionen des Landes in speziellen Veranstaltungen für die verschiedenen Berufs- und Interessengruppen durchgeführt, wobei sich insgesamt etwa 80 000 Nicaraguaner aktiv an den Diskussionen beteiligten.

Besonders lebhaft gestaltete sich die Meinungsäußerung auf dem Frauen-Cabildo: »Endlich können wir reden!« Dieser Stoßseufzer entrang sich der 35jährigen Carmen Lopez, Fabrikarbeiterin und Mutter von sechs Kindern.

Was da bunt gemischt zur Sprache kam, beleuchtet die Komplexität der Probleme der Frauen in diesem in einem revolutionären Prozeß und zugleich im faktischen Kriegszustand befindlichen Entwicklungsland: Mangel an Kindergärten, viele Ehemänner wurden zum Militär eingezogen, die Versorgung der Kinder und des Haushaltes bleiben an der Frau hängen, Frauen finden schwer Arbeit, werden als erste entlassen, bekommen von den diversen Kindesvätern keine Alimente bezahlt. Bald war man beim umstrittenen Thema Abtreibung angelangt, zu dem es so viele Meinungen wie Rednerinnen gab, wenngleich die Mehrheit der Frauen darin einig war, daß die abtreibende Frau nicht bestraft werden sollte.

Gerade in der Frage der Abtreibung stecken die Sandinisten in einer Zwickmühle: einerseits ist das Land relativ dünn besiedelt (etwa drei Millionen Menschen auf 127 644 Quadratkilometern); die Kriegssituation drängt zu einer expansiven Bevölkerungspolitik; außerdem wollen sich die regierenden Sandinisten nicht noch mehr als ohnehin schon geschehen mit der katholischen Kirche anlegen – wobei wohl auch Rücksichtnahme auf die in der Regierung sitzenden Priester im Spiel sein dürfte; andererseits kann eine Regierung, die gegen Unterdrückung und Ausbeutung eintritt, nicht die Probleme und Nöte der Bevölkerungsmehrheit, der Frauen, ignorieren. Die sandinistische Revolution wurde von den Frauen – auch aktiv kämpfend – mitgetragen. Und diese aktiven Kämpferinnen aus der Zeit der Guerrilla erheben nun die Stimme und fordern nach der rechtlichen auch die tatsächliche Gleichstellung von Mann und Frau. Dazu gehöre eben auch das Recht, zu bestimmen, wann, wieviele, und von wem man Kinder haben will.

Dagegen wettern natürlich die Konservativen, allen voran die zwar nicht mächtige, aber bei der älteren Bevölkerung einflußreiche Kirchenhierarchie. Die Demagogie dieser Kreise ist weltweit dieselbe: das befruchtete Ei wird »Kind« und »Baby« genannt, welches »stumm um Hilfe schreit«, die abtreibende Frau ist eine »Mörderin«, ihr Bauch ein »Grab«. Dieser Appell ans Emotionale verfängt vor allem bei einfachen Leuten, den Armen – genau jenen eben, für die jede Abtreibung ein finanzielles und gesundheitliches Problem darstellt.

In der Presse des Landes wird mit allen Mitteln gefochten. Die von der befreiungstheologischen Fraktion der Kirche herausgegebene Wochenzeitung »El tayacan«, die auch in Schulen als Lehrmittel verwendet wird, also durchaus auf Regierungslinie liegt, brachte beispielsweise einen blutrünstigen Comic, der eine Abtreibung als Zerstückelung eines süßen Babys zeigte.

Im privaten pro-sandinistischen »Nuevo Diario« meinte hingegen der Leitartikler Jorge Martinez Ruiz: »Die soziale Gerechtigkeit verlangt, daß es der Frau erlaubt ist über ihren Körper zu entscheiden. Es ist gerecht – und notwendig – , daß sie sich von ihrer jahrhundertealten (und heiligen) Verpflichtung, nur Kinder zu kriegen, befreit und aktiv wird in Produktion, Verwaltung, Politik und Krieg, welches letztere das Wichtigste ist in dieser düsteren Epoche der Geschichte unseres schönen, angegriffenen und revolutionären Nicaragua.«

»Ein stiller Schrei« betitelte hingegen die – inzwischen aus anderen Gründen vorübergehend mit Erscheinungsverbot belegte – konservative »La Prensa« einen Artikel über einen bekehrten US-amerikanischen Abtreibungsarzt, über den es heißt: »Trotz seiner liberalen Ansichten hat Doktor Nathanson begriffen, daß bei einer Abtreibung etwas Heiliges verlorengeht und daß soziale Probleme soziale Lösungen erfordern, nicht einen chirurgischen Holocaust.«

AMNLAE, die sandinistische Frauenorganisation, veröffentlichte in »El Nuevo Diario« ihre ganz andere Sicht der Dinge: »Das – utopische – Ziel wäre eine Gesellschaft ohne Abtreibung. Aber in der Realität ist die Abtreibung ein soziales Faktum, das existiert, und noch lange existieren wird. Deshalb meinen wir, daß die wirkliche Frage nicht ist, ob die Abtreibung erlaubt oder verboten ist, sondern, ob die Frauen weiterhin auf eine gefährliche, demütigende und teure Weise abtreiben sollen.«

Freilich – auch unter den sandinistischen Frauen herrscht nicht völlige Einigkeit in dieser Frage. So trat beispielsweise die angesehene Witwe des Frente Sandinista-Mitbegründers Carlos Fonseca bei einem Cabildo als engagierte Abtreibungsgegnerin hervor – wofür sie in zahlreichen Leserbriefen im »Nuevo Diario« gelobt wurde.

Eine Leserin, die selbst beinahe an den Folgen einer Abtreibung gestorben wäre, fragte dagegen im »Nuevo Diario«: »Wieviele Verbrechen werden Tag für Tag gegen unsere Brüder, die Bauern, von der Contra begangen, und die, die gegen die Abtreibung sind, protestieren nicht? Klar, denn diese Leute predigen Wasser und trinken Wein, und außerdem, wenn dieses Geschäft, bei dem sie Hunderttausende Cordobas verdienen, legalisiert würde, wären sie ruiniert.«

Den Vogel schoß ein Herr Indalecio Berrios Bartes in »La Prensa« ab: »Eine unerwünschte Schwangerschaft ist das Ergebnis einer Vereinigung von Mann und Frau, die zwischen Gut und Böse nicht zu unterscheiden wußten, oder nicht die Willenskraft hatten, sich für das Gute, das Wahre, die verantwortungsvolle Freiheit zu entscheiden... Im Menschen eingepflanzt existieren nämlich auch gewisse Neigungen und Instinkte, die 'Böse Hefe', von der der Dichter spricht, die, wenn sie nicht kontrolliert werden, das Zusammenleben und den sozialen Frieden angreifen... Die Abtreibung zu legalisieren, hieße, öffentlich die Verantwortungslosigkeit, die Libertinage, die Frivolität etc. anzuerkennen. Es käme einer Institutionalisierung jenes wenig erwünschten Teiles, jenes Quantums Armseligkeit gleich, das in unserem Menschsein liegt.«

Gegen die Abqualifizierung der Sexualität als »niedrige Instinkte« und somit als zu verdrängendes und tabuisierendes Thema versucht AMNLAE, die Frauenorganisation der Sandinisten, mit Aufklärung, mit Sexualerziehung anzugehen.

Dabei stößt sie auf eines der Hauptprobleme beim Kampf um den »Neuen Menschen«: den Machismo, der in seiner lateinamerikanischen Variante ein ganz besonders harter Knochen ist. Wer in diesen Breiten ein echtes Mannsbild sein will, der hält möglichst viele Frauen im Stande der Dauerschwangerschaft der verbietet die Benutzung von Verhütungsmitteln, um eine mögliche Untreue seiner Frauen zu verhindern.

Der Macho zahlt nicht für seine vielen Kinder – das könnte er ja auch in den wenigsten Fällen – , denn ein Vaterschaftsnachweis ist hier so gut wie unmöglich zu erbringen. Der Macho schimpft und mißhandelt, was von seinen Frauen traditionell als Zeichen der Zuwendung verstanden werden soll. Meist verschwindet er, nachdem er einem Haushalt genug Kinder beschert hat, ganz, um das gleiche Szenario anderswo, mit einer anderen Hauptfrau und anderen Geliebten wieder einzurichten. Zurück bleiben Frauen, die alle Verantwortung für Erziehung und Ernährung der Sprößlinge zu tragen haben – aber nicht entscheiden dürfen, ob sie weiteren Familienzuwachs noch ertragen können.

Ein daraus resultierendes Problem ist die erschreckend hohe Zahl der Kindesmißhandlungen – von Frauen. Abgesehen davon, daß körperlicher Schmerz, zugefügt einer physisch und psychisch wehrlosen Person, hier wie ja auch in Europa noch in weiten Schichten als verläßliches Erziehungsmittel gilt, lassen die verlassenen und mißhandelten Frauen eben ihre Hilflosigkeit und ihren Haß auf den Erzeuger an denen aus, die sie ständig an ihn erinnern: den Kindern.

Immer noch versuchen Frauen – junge, unerfahrene – , den Mann durch eine Schwangerschaft an sich zu binden. Weit entfernt davon, sich gebunden zu fühlen, sucht der meist bald das Weite vor den plärrenden Kleinkindern und der überlasteten Mutter. Sie zu entlasten, fällt ihm ohnedies nicht ein, denn Männer, die den einen oder anderen Handgriff im Haushalt verrichten, gelten als »maricones« – als Homosexuelle, die schlimmste Beschimpfung, die einem lateinamerikanischen Mann widerfahren kann.

Je schweinemäßiger er sich benimmt, umso männlicher fühlt er sich: er spuckt auf die Straße, kratzt sich bei jeder Gelegenheit öffentlich die Hoden, säuft bis zur Besinnungslosigkeit und bietet sich jeder vorbeigehenden Frau lautstark mit stereotypen Obszönitäten an.

Gegen dieses Vieh von Macho, das gleichwohl ein aufrechter Patriot und tapferer Kämpfer sein kann, beginnen die Frauen – durch ihre Teilnahme an der Revolution, durch ihren kriegsbedingten Einsatz in traditionell männlichen Bereichen, etwa in der Landwirtschaft, selbstbewußter geworden – zu rebellieren. Die Gemäßigteren fordern, die Männer sollten auch ihren Teil an Verantwortung in der Familie wahrnehmen. Realistischer ist die Forderung nach Sexualerziehung und Verhütungsmitteln.

Bis jetzt gab es nur Antibabypillen, die sich als schlechtverträgliche Hormonbomben östlicher Provenienz erwiesen. Spiralen, meist minderer Qualität, werden sogar im pro-sandinistischen »Nuevo Diario« als Mordinstrumente bezeichnet. Präservative sind nicht jedermanns Sache und bestimmt nicht die der hiesigen Machos.

Die Methode »Knauss-Ogino«, auch »Vatikan-Roulette« genannt, wird als ernsthafte Möglichkeit zur Empfängnisverhütung nicht nur von Konservativen in Betracht gezogen. Unter diesen Bedingungen wird klar, daß die Abtreibung nach wie vor für die eine oder andere Frau der letzte Ausweg bleiben wird. Und sie wird abtreiben – legal oder illegal. Das besagen die Statistiken in Ländern, in denen die Abtreibung legalisiert wurde. Die Zahl der Aborti hat sich nicht verändert.

Bestimmt treibt auch hier keine Frau leichtfertig ab: die Nicaraguenser sind äußerst kinderliebend, anspruchslos und fromm. Eine Abtreibung ist immer eine schmerzhafte und deprimierende Angelegenheit, die man – auch angesichts der hier herrschenden allgemeinen Armut – nur mit sehr gutem Grund vornehmen läßt. Allerdings beginnen die Frauen in diesem Land zu begreifen, daß sich ihre Situation als de facto-Mensch zweiter Klasse trotz aller Appelle an die Solidarität und das Verantwortungsbewußtsein der Companeros nur ändern wird, wenn die Möglichkeit besteht, dem heiliggesprochenen Sklavenschicksal der Mutterschaft zu entgehen und nur so viele Kinder zu gebären, wie jede Frau selbst, ganz allein – denn darauf läuft es am Ende hinaus – erhalten kann und möchte.

Allein der vorsichtig geäußerte Gedanke, daß man als Frau auch sexuelle Bedürfnisse haben könne, daß man sich deretwegen mit einem Mann einlassen könne, ohne gleich ein Kind von ihm haben zu wollen, allein diesen Gedanken öffentlich zu machen, ist sehr gewagt in einem Land, in dem die Jungfrau Mutter Maria das weibliche Idol ist, in dem Heldenmütter gefallener Soldaten dekoriert und gefeiert werden, und in dem eine Frau erst als Frau gilt, wenn sie geboren hat.

Sehr stolz waren die Autoren des Verfassungsentwurfes auf die Verankerung der Gleichstellung von Ehe und Lebensgemeinschaft (in der die überwiegende Mehrheit aller Paare lebt). Beim Frauen-Cabildo wurden sie dann über die tatsächliche Zusammensetzung einer durchschnittlichen nicaraguensischen Familie aufgeklärt: In den meisten Fällen gibt es da viele – häufig von verschiedenen Vätern stammende – Kinder samt Mutter, deren Eltern und/oder Großeltern, sowie sonstige Verwandte. Der (oder die) Vater (Väter) sind zumeist »abwesend«.

Ein Paar als Haushaltsvorstand – wie es der Verfassungsentwurf vorsieht – ist jedenfalls die Ausnahme. Wenn die in diesem Entwurf enthaltenen Festlegungen tatsächlich Verfassungsrealität werden sollte, so hätte das aber für die vielen alleinstehenden Mütter weitreichende Folgen: nicht nur, daß sie ihre Kinder nicht oder nur nach einem umständlichen bürokratischen Instanzenweg ins Geburtenregister eintragen lassen könnten – sie hätten auch keine Chance, einen Bauplatz und Baumaterial etc. für ihre Familie zugewiesen zu bekommen.

Die Frauenorganisationen argumentierten auf den Cabildos dagegen mit beachtlicher Schlauheit, indem sie nicht feministische Grundsätze ins Feld führten, sondern auf die Kriegssituation hinwiesen: Was passiert mit einer Familie, wenn der Mann an der Front fällt? Obwohl gefallene Soldaten im Vergleich zu abgehauenen Kindesvätern eine verschwindende Minderheit darstellen, schien diese Überlegung den Comandantes de la revolution und de la guerrilla einzuleuchten, deren einige selbst auch nicht ganz frei vom Machismo sind. Jedenfalls fiel es ihnen so leichter, Verständnis zu signalisieren, als wenn sie sich berechtigten Anklagen gegen die nicaragiensische Männerwelt gegenübergesehen hätten.

Allein die Tatsache, daß sich die nicaraguensischen Frauen des Machismo überhaupt bewußt werden und nicht mehr – wie das in so gut wie allen anderen lateinamerikanischen Staaten mit Ausnahme Kubas der Fall ist – als »Natur« hinnehmen, ist revolutionär. Revolutionär ist auch die Tatsache, daß es hier Ärzte gibt – der Stand, der, ohnehin meist begütert, überall auf der Welt am Besten am Verbot der Abtreibung verdient – , die öffentlich die Legalisierung der Abtreibung fordern, weil sie das Massensterben der armen Frauen nicht mehr mitansehen und ertragen können.

Natürlich gibt es auch Ärzte, denen das ethische Problem und die rechtliche Situation des Fötus mehr am Herzen liegen, als die verblutenden Menschen. Die meisten dieser Mediziner verstehen sich aber ohnedies grundsätzlich als Gegner der sandinistischen Regierung und warten nur noch auf eine günstige Gelegenheit, um sich samt ihrem Vermögen nach Miami absetzen zu können.

Die 14jährige Elena, die, unaufgeklärt schwanger, von ihrem Freund verlassen, vor ihrem Vater zitternd, sich in die Hände einer Engelmacherin begab, und nach einer Odyssee der Schmerzen schließlich in Managuas Mütterkrankenhaus »Bertha Calderon« landete, ist mit dem Schock davongekommen: »Ich werde schon bald fünfzehn, ich bin kein Kind mehr«, sagt sie. »Ich will wieder in die Schule gehen und später arbeiten. Seit ich hier bin, weiß ich, daß ich eine wichtige Erfahrung gemacht habe. Die Ärzte haben mir gesagt, was man machen muß, damit man keine Kinder kriegt. Ein zweites Mal erwischt es mich nicht.«

Ihre Bettnachbarin, Mutter von fünf Kindern, stöhnt. Sie wird sterben, sagen die Ärzte, wenn nicht ein Wunder geschieht.

Eine angemessene Strafe für ihre »Frivolität«, die wahrscheinlich darin bestanden hat, die besoffenen Ungeschicklichkeiten ihres Machos seufzend ertragen zu haben?

Konkret 11/86, S. 34

Sabina Norton

Black coffee? Gibt's nicht! Nur Kaffee ohne Milch

Der Rassismus in Großbritannien hat nicht nur eine ordentliche koloniale Tradition, sondern auch die schönsten Zukunftsaussichten: Konservative Politik und hilflose Ignoranz der Linken lösen nicht die Probleme, aber tünchen sie eindrucksvoll zu

Anfang August trifft Gulam Hafiz aus Pakistan auf dem Londoner Flughafen Heathrow ein, um in England an der Beerdigung eines verstorbenen Onkels teilzunehmen. Als gepflegter Geschäftsmann, ausgestattet mit einwandfreien Reisepapieren, einem Empfehlungsschreiben der Pakistanischen Handelskammer, erwartet Herr Hafiz keine Schwierigkeiten bei der Einreise. Aber sechs Wochen später sitzt er noch immer fünf Minuten vom Flughafen entfernt in Abschiebehaft im Harmondsworth Detention Centre, dem im Zuge der siebziger Jahre zum Schutze Englands vor der vielbeschworenen »Einwandererflut« errichteten Lager für verdächtige Reisende.

Harmondsworth ist eines der vielen Gesichter des Rassismus in Großbritannien. In der für 65 Personen vorgesehenen, mit Stacheldraht verhauenen Einrichtung werden nach offiziellen Angaben jederzeit mindestens 100 Personen festgehalten. Kein Zufall: Seit Anfang des Jahres stieg die Zahl der Einreiseverweigerungen für Personen aus dem Indischen Subkontinent und Schwarz-Afrika um achtzig Prozent. Harmondsworth sowie der berüchtigte Käfig – die im Flughafengelände gelegene Untersuchungshalle der Einwanderungsbehörde – sind bis auf den letzten Quadratmeter belegt. Ein Türke, der hier schon drei Monate auf die Einreiseerlaubnis wartet: »Schauen Sie sich um«, sagt er, »es sind alles Türken, Afrikaner und Inder hier. Amerikaner und Australier finden sie hier keine.«

England hat, im Unterschied zur BRD, kein »Flüchtlingsproblem« – aus dem einfachen Grund, weil der britische Staat Flüchtlingen nur in Ausnahmefällen Zulaß gewährt. Ist in der BRD im Wahlkampf der Asylsuchende Thema Nummer eins für die rassistische Hetze, so hat man in England, mangels Flüchtlingen, den Touristen, der ein verkappter Immigrant ist, zum Schrecken der Nation erkoren. Anfang September beschloß die Thatcher-Regierung, einen strikten Visum-Zwang für Reisende aus den ehemaligen Kolonial-Ländern Ghana, Nigeria, Indien, Pakistan und Bangla-Desh einzuführen. Die Vorbereitungen für einen Rassismus-Wahlkampf sind auch hier angelaufen.

»Es war warm, naß und klebrig. Ich fühlte mit der Hand und, my god, ich wußte was los war. Verdammt noch mal, das Schwein hat mich geschnitten, dachte ich. Die Wunde öffnete sich. Die kalte Luft biß hinein, und das Blut schoß nur so raus. Ich drehte mich um, und die drei Männer schlenderten einfach gemächlich über die Straße.« Dino Patel ist ein junger Bengale aus dem Stadtteil Tower Hamlets im Osten Londons. Nach einem Kino-Besuch wurde er von drei jugendlichen Weißen angegriffen. Einer zog ein Messer und schlitzte es ihm quer durchs Gesicht. Die Straße war belebt, aber keiner kümmerte sich um Dino. »Ich will ja nicht übel von den Leuten reden«, meint er, »aber alle schauten weg und gingen mir aus dem Weg. Das Blut strömte an mir runter – aber die Leute taten, als sähen sie nichts.« Rassismus in England ist ebenso brutal wie alltäglich.

In den östlichen Stadtteilen Londons gehört rassistische Gewalt schon seit Jahren zum Normalzustand. Eine kürzlich veröffentlichte Studie schätzt, daß jede asiatische Familie in diesen Bezirken bereits rassistische Aggressionen in irgendeiner Form – von Pöbeleien bis hin zu tätlichen Angriffen – erlitten hat. Mehr als fünfzig Brandanschläge auf asiatische Häuser, Geschäfte und Restaurants zählte man in East London im vergangenen Jahr. Daneben gibt es zahlreiche No Go Areas (Sperrbezirke), wie zum Beispiel den südlichen Teil von Newham, in denen Schwarze sich nicht blicken zu lassen haben. Zunehmende Gettoisierung, begünstigt durch die Wohnungspolitik der Kommunalverwaltungen, verschärft die rassistischen Spannungen. So haben inzwischen Schwarze in East London nicht unbedingt aus freiem Willen ihre eigenen Pubs, und viele Schulen haben – wenn auch inoffiziell – getrennte Eingänge für weiße und schwarze Schüler.

Der Rassismus in Großbritannien ist dann auch, nur konsequent, kaum noch ein Thema. Es gibt ihn. Vor zehn Jahren war das anders. Damals wurde das Wachstum der rassistischen National Front zum Angelpunkt populärer anti-faschistischer Kampagnen. Der weniger aufsehenerregende alltägliche Rassismus, zumal der staatliche, der mit scharfen Einwanderungsgesetzen und polizeilichen Maßnahmen gegen schwarze Jugendliche in den Großstadtgettos bereits unter der damaligen Labour-Regierung mächtig gedieh, blieb für die Linke größtenteils Nebensache. Als nach Antritt der Konservativen auf der Regierungsbank die National Front von der Bildfläche verschwand, zerfielen auch die Anti-Nazi League und Rock against Racism.

Der radikale Anti-Rassismus der siebziger Jahre schlief ein zu einem Zeitpunkt, da sich unter Thatcher die bereits von der Labour-Regierung angebahnte Wende zu einer aggressiven Ausländerpolitik beschleunigte. An seiner Stelle entstand ein neues Phänomen: der institutionalisierte Anti-Rassismus als Instrument staatlicher Ordnungspolitik, der in einschlägigen Fachkreisen als der beachtlichste Erfolg konservativer Ausländer- und Sozialpolitik gefeiert wird. Nicht ohne Grund: Wenn man sich vor Augen hält, daß vor nur fünf Jahren, im heißen Sommer 1981, der langerwartete Ausbruch schwarzen Widerstands gegen Rassendiskriminierung und Repression vorübergehend zu kriegsähnlichen Zuständen in Englands

Großstadt-Gettos führte, dann ist die jetzige Ruhe entweder Indiz für das gesunkene Widerstandspotential oder für die perfide Befriedungspolitik der Konservativen. Oder aber auch für beides zugleich. Der Aufstand, der zwei Wochen Brixton, Liverpool, Bristol und Leeds in Flammen legte, war die erste wirklich bedrohliche politische Explosion in England seit über einem halben Jahrhundert. Zum ersten Mal sah sich der Staat – nicht nur im Kriegsschauplatz Nord-Irland – sondern daheim im eigenen »mainland«, offenem Aufruhr ausgesetzt. Das Problem der sozialen Kontrolle der schwarzen Bevölkerung, vorab jugendlicher Rebellen in den Großstädten, wurde schnell zum Hauptanliegen britischer Rassenbeziehungs-Politik. Wie die Thatcher-Regierung dieses Problem anging, wurde zugleich zum bestimmenden Moment der Entwicklung der Rassismus-Debatte in den achtziger Jahren.

Der Sommer 1981 verdeutlichte dem britischen Establishment, daß es ihm an Institutionen zur Integration schwarzen Protestes mangelte. Der Unruhe begegnete die Regierung einerseits mit Massenverhaftungen und brachialer Polizeigewalt, andererseits sorgte sie sich um neue »Kommunikations-Kanäle«: Dem Aufstand in Brixton folgte die berühmte Scarman Enquiry. Im Zentrum Brixtons tagte wochenlang, noch während die Aufräumungsarbeiten nach den Unruhen im Gange waren, Lord Scarman, der oberste britische Richter, um durch Anhörung aller Betroffenen – einschließlich der Vertreter der örtlichen schwarzen Bevölkerung – dem vermeintlichen Wohlwollen und der demokratischen Gesinnung der britischen Obrigkeit Ausdruck zu verleihen. Die Empfehlung der Scarman Enquiry, durch bessere »community relations« zwischen Polizei und Schwarzen der Wiederholung militanter Straßenkämpfe vorzubeugen, wurde zum Leitsatz konservativer Politik. Damit wurde die Koexistenz von Kriminalisierung und Repression einerseits und subtiler Integrationsmechanismen andererseits kennzeichnend für die britische Ausländerpolitik. Denn das die alte Rassenbeziehungs-Maschinerie sich als Vehikel zur Einbindung der Proteste nicht gerade eignete, war der Thatcher-Regierung kein Geheimnis. Die im Jahre 1976 noch von der Labour-Regierung gegründete Commission for Racial Equality (CRE), war nichts weiter als ein Forum zur Konsultation konservativer »community leaders«. Der erste Vorsitzende der CRE, der Eton-Schüler und ehemalige konservative Abgeordnete David Lane, hatte sich für seine Aufgabe unter anderem als Minister für Einwanderungsfragen in den sechziger Jahren und später als Berater der obersten Polizeibehörde qualifiziert. Noch weniger tauglich für die neue Integrationsmasche war allerdings die Konservative Partei selbst. Der Partei von »Law and Order« mangelte es nicht nur am erforderlichen Mindestmaß an Popularität und Glaubwürdigkeit, sondern auch an Erfahrung im Umgang mit aufsässigen sozialen Schichten.

So blieb letztlich nur die Labour-Partei, deren linker Flügel dank eines lautstarken Anti-Rassismus großes Vertrauen in den schwarzen Gettos genoß. Anfang der achtziger Jahre gelang dem linken Flügel der Labour Partei nach einer Reihe von Kommunalwahlen die Übernahme wichtiger Stadt- und Lokalverwaltungen. Unter Ken Livingstone wurde insbesondere der Greater London Council (GLC) – bis zu seiner Abschaffung in diesem Jahr – zum Inbegriff linker und antirassistischer Kommunalpolitik.

Der GLC hatte zwar wenig reale Macht, aber viel Geld. Von 1981 bis 1986 flossen mehr als 250 Millionen Pfund aus dem GLC-Haushalt an Londoner radikale Vereinigungen – von anti-rassistischen Komitees bis zu Lesben-Gruppen und linken Kulturinitiativen. Die neueingerichtete Ethnic Minority Unit des GLC finanzierte insgesamt mehr als 300 schwarze Organisationen. So entstand in London und parallel dazu in anderen Großstädten eine umfangreiche Rassenbeziehungs-Industrie – ein Komplex von Komitees und Sub-Komitees, der seither wie ein Magnet politisch aktive Repräsentanten der schwarzen Bevölkerung anzieht. Das Resultat ist eine Blüte des institutionalisierten Anti-Rassismus. Der Protest verlagerte sich von der Straße in die Räume der Stadtverwaltungen, wo heute für beinahe jedes Anliegen – von der Schaffung anti-rassistischer Kinderbücher bis zur Forderung nach Einstellung mehr schwarzer Feuerwehrleute – ein eigenes Komitee zuständig ist.

Eine einzige kleine Orstverwaltung, wie die im Londoner Stadtteil Hackney, beschäftigt heute mehr als achtzig Rassenbeziehungs-Berater. Schwarze Aktivisten, die nach dem Aufstand im Sommer 1981 Kampagnen gegen rassistische Repression organisierten, finden sich heute in wohlbestallten Stellen in Rathäusern und Amtsstuben. Kanalisiert durch die Labour-Partei und den lokalen Staatsapparat zerrann Widerstand gegen Kriminalisierung und Unterdrückung in ziellose Rangelei um Klein- und Kleinstreformen. Dabei entbehrt der Großteil dessen, was so unter dem Vorzeichen antirassistischer Reform vor sich geht, jeglicher positiver Auswirkung auf die Lebensbedingungen der schwarzen Bevölkerung und auf das zunehmend fremdenfeindliche Klima im Lande.

So gibt es inzwischen in jedem Londoner Stadtteil sogenannte »Police Monitoring Groups«, deren Aufgabe es ist, Ausschreitungen der Polizei zu registrieren. Zwei Jahre nach der Gründung gelangte das Newham Monitoring Project in East London in einen Untersuchungsbericht zu der erregenden Einsicht, daß »in Newham eine geballte Macht des institutionalisierten Polizei-Rassismus zu beobachten ist« – eine Schlußfolgerung, zu der die meisten in Newham ansässigen Schwarzen schon lange, auch ohne den Untersuchungsbericht und die geschulten Fachkräfte, gelangt waren. Weiter geschah nichts., Anti-Rassismus in dieser Gestalt beschränkt sich bloß auf die Dokumentation bereits sattsam bekannter Mißstände. Noch dubioser gestalteten sich die Aktivitäten antirassistischer Labour-Politiker jüngst im Stadtrat von Lambeth, zu dessen Verwaltungsbereich Brixton gehört. Als hier Anfang August 2000 Polizisten unter dem Vorwand einer Rauschgiftrazzia in den frühen Morgenstunden ganze Straßenzüge abriegelten und Bewohner zum Verhör aus den

Betten holten, eilten Mitglieder des Stadtrats mit Flugblättern durch die Gegend, um der Bevölkerung die Notwendigkeit dieser Maßnahmen zu erläutern. »Mitglieder des Stadtrats, darunter ich selbst, haben gestern Nacht unser Möglichstes getan, um die Situation zu entschärfen«, erklärte tags darauf stolz die schwarze linke Stadtrats-Chefin Linda Bellos. Mit einer neuen Politiker-Schicht, die als Mittler zwischen Unterdrückten und Staat fungiert, folgt die britische Rassenbeziehungs-Politik dem Modell der USA, wo der gleiche Prozeß unter dem Namen »Positive Action« bereits vor zwanzig Jahren anlief.

Dabei verkommt der offiziöse Anti-Rassismus zusehends zum schlechten Scherz: So verbot etwa der GLC seinen Mitarbeitern Kaffee, je nachdem ob mit oder ohne Milch, wie in England üblich als »schwarzen« oder »weißen« Kaffee zu bezeichnen, da dies schwarze Menschen entwürdige. So hat in Hackney ein Berater den als rassistisch eingestuften KinderReim »baah-baah black sheep« umgedichtet: »baah-baah purple sheep« singt man jetzt hier in den allerdings nicht sehr zahlreichen Kindergärten. So wird in Lewisham, einer anderen Hochburg der Labour-Linken, inzwischen an einem neuen antirassistischen Lexikon gewerkelt, wobei es darum geht, vermeintlich anzügliche Begriffe wie »blackmail« und »accident blackspot« zu tilgen.

Durch die Rassenbeziehungs-Politik hat sich reformistischer Anti-Rassismus selbst verballhornt und obendrein noch als Feigenblatt staatlicher Rassendiskriminierung und Repression zur Verfügung gestellt. So zeigt sich beim Rassismus das gleiche Bild wie auf jedem anderen Gebiet der britischen Politik: der scheinbar unaufhaltsame Vormarsch der Reaktion gelingt auch dank der Perspektivlosigkeit und Ohnmacht der Linken.

Konkret 11/86, S. 38

Helmut Ortner

Vom Tode zum Leben befördert

1944 verurteilte der damalige Kriegsrichter und spätere Rektor der Universität Marburg, Erich Schwinge, einen 17jährigen Wiener Lehrling wegen Plünderung zum Tode. Ausgerechnet Himmler begnadigt den Verurteilten. Heute meint Schwinge frech, er selbst habe dem Verurteilten das Leben gerettet. Für die bundesdeutschen Gerichte ist auch diese Geschichte verjährt.

Am 2. August 1984 betrat ein alter, korrekt gekleideter Herr mit randloser Brille das Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes in der Wiener Wipplingerstraße, stellte sich dem Archivleiter als der emeritierte Rechtsprofessor Erich Schwinge aus Marburg in der Bundesrepublik vor und ersuchte um Einsicht in die Akte »Reschny, Anton«. Er wurde in den Benutzerraum geführt, studierte hier zwei bis drei Stunden und machte sich Notizen.

Anton Reschny, ein Wiener Vulkanisierungslehrling, hatte am 23. August 1944 – gerade eine Woche Soldat und noch nicht über seine militärischen Pflichten belehrt – nach einem Bombenangriff freiwillig bei Räumungsarbeiten mitgeholfen und dabei aus der Wohnung eines Staatsanwalts einen Ring, zwei Uhren, eine Geldbörse und eine leere Brieftasche entwendet. Eine der Uhren schenkte der Siebzehnjährige einem Mädchen, und diese zeigte sie stolz allerorten herum. Sechs Tage später wurde Reschny verhaftet.

»Der Angeklagte... behauptet, sich der Tragweite seines Tuns nicht bewußt gewesen zu sein«, heißt es im späteren Feldurteil. Und: »Bei der Festsetzung der Strafe mußte – unter Annahme eines besonders schweren Falles im Sinne des Abs. 2 des § 129 Militärstrafgesetzbuches auf Todesstrafe erkannt werden«, so die Urteilsbegründung. Der Angeklagte habe »im Felde (d.h. im Kriege) unter Ausnützung der Kriegsverhältnisse Sachen, die deutschen Volksgenossen gehören..., an sich genommen, in der Absicht, sie sich rechtswidrig anzueignen«.

»Kriminelle Elemente, die Lust in sich verspüren, sich am Eigentum von Bombengeschädigten zu bereichern, müssen wissen, daß sie ihren Kopf riskieren, falls sie dieser Neigung nachgehen; anders können derartige Elemente nicht in Schach gehalten werden«, so die Begründung des Kriegsgerichts der Division Nr. 177 – Vorsitzender: Dr. Erich Schwinge.

Daß Schwinge fast auf den Monat genau 40 Jahre nachdem er den Lehrling zum Tode verurteilte, in Wiener Archiven seine eigenen Spuren rekonstruierte, hatte seinen Grund.

Was Schwinge offensichtlich auf Recherchenfahrt trieb, waren Veröffentlichungen über sein Wirken in der NS-Zeit als führender Kommentator des Militärstrafrechts und vor allem als Kriegsrichter in Wien. Zahlreiche Unterlagen und Dokumente darüber hatte der heute 74jährige Pensionär und frühere Manager Fritz Wüllner entdeckt, als er sich um die Aufklärung des Schicksals seines angeblich »auf der Flucht« erschossenen Bruders bemühte und dabei auf ein bislang wenig erforschtes schlimmes Kapitel der NS-Zeit stieß: die Militärjustiz. Wüllner, der in in- und ausländischen Archiven suchte, fand so gut wie nichts über seinen Bruder. Aber er entdeckte zahlreiche Ungereimtheiten in der Geschichtsschreibung der NS-Militärjustiz. Vor allem stieß er – in alten Schriften wie in der neuen Literatur – immer wieder auf den Namen Erich Schwinge. Der Marburger Professor war ein besonders scharfer Kommentator des NS-Militärstrafgesetzbuches, und er hielt sich auch für kompetent, das Nachkriegsbuch über »die deutsche Militärjustiz« herauszugeben – ein Werk, von dem sich der anfängliche Auftraggeber, das renommierte Institut für Zeitgeschichte in München, später distanziert hat. Der ursprüngliche Autor des Werkes war Otto Peter Schweling, Oberstaatsanwalt bei der Bundesanwaltschaft und ebenfalls früherer Kriegsrichter. Nach dessen Tod erwarb Schwinge die Rechte und fungierte als Herausgeber des umstrittenen Werkes, das kritische Rezensenten eine »Lobeshymne« auf die Militärjustiz und »eindeutig tendenziös« nannten.

Auch Fritz Wüllner erkannte rasch die vielen Widersprüche im Schwinge-Buch, das, wie er sagt, angefüllt sei mit »Beschönigungen, Irreführungen und Täuschungen«. Wie berechtigt dieser Eindruck war, erfuhr Wüllner bei seinen Besuchen im Bundesarchiv Koblenz. Zu der Behauptung, während des Krieges habe es rund 700.000 Verfahren vor deutschen Militärgerichten gegeben, sagt der Privatforscher nach intensiven Recherchen nur einen Satz: »Das ist noch nicht einmal die Hälfte der Wahrheit«.

Aber nicht nur in Koblenz wurde Wüllner fündig: durch Zufall erfuhr er, daß nicht allein in Potsdam, sondern auch in Wien Akten der Mititärjustiz lagern. Die Reisen zu den verstaubten Zeugen einer verdrängten Vergangenheit brachten gleich zwei Überraschungen: von den 12.000 eingelagerten Akten betrafen allein 6000 das Kriegsgericht der Division 177 und auch der Name Schwinge tauchte wieder auf. Von 1940 bis 1945 war Erich Schwing an diesem Gericht tätig gewesen.

»Ein ungewöhnlich diensteifriger und arbeitsamer Richter von sehr guten Kenntnissen, guter Verhandlungstechnik und sicherem Urteil...«. So lautete die Dienstbeschreibung des Richters Schwinge damals, der daneben noch als ordentlicher Professor der Rechte an der Wiener Universität jungen Studenten die rechte Gesinnung beibrachte. Daß es sich hier um einen strammen Vertreter nationalsozialistischen Ideenguts handelte, bezeugen seine Aufsätze aus dieser Zeit. In »Die

Behandlung der Psychopathen im Militärstrafrecht« (1939/40) ist die Rede von »Minustypen«, von »Minderwertigen« und ihrer »intensiven Zersetzungsarbeit« .

Ernst Toller, 1919 Mitglied der Münchner Räteregierung, ursprünglich Freiwilliger im 1. Weltkrieg und daselbst zum Pazifist geworden, wird als »haltloser Anormaler«, als »ethisch defekter und fanatischer Psychopath« bezeichnet. Den Schriftsteller und sozialistischen Politiker Erich Mühsam, bereits 1934 im KZ Oranienburg von den Nazis ermordet, schildert er als »noch gefährlicheren Psychopathentyp«.

Originalton Schwinge: »Nichts vermag besser als diese beiden Namen zu verdeutlichen, was derartige Minderwertige in Zeiten völkischer Bedrängnis an Schaden anrichten können, wenn die Gesellschaft nicht vor ihnen geschützt wird!«

Keine Frage: Schwinge war ein »diensteifriger, ein arbeitsamer Richter...«., ein Richter wie ihn die Nazis brauchten. Seine Diensteifrigkeit wurde auch nach Kriegsende belohnt. Wie so viele Ex-Nazi-Richter machte auch er Karriere. Rechtsprofessor an der Universität Marburg (siehe KONKRET 10/86 das Wallmann-Porträt), Dekan, zeitweise gar Rektor. In einer Festschrift (Titel: »Persönlichkeit in der Demokratie«), die 1973 von Kollegen zum 70. Geburtstag herausgegeben wurde, ist über den Jubilar denn auch nur Löbliches zu lesen. Seine vielen Veröffentlichungen, heißt es, »haben die Lehren des Verfassers von der Freiheit des Menschen, die Wahrung seiner Würde, der Gedankenfreiheit und der überragenden Bedeutung eines Rechtswesens in weite Kreise getragen.«

Als renommierter Rechtsprofessor brachte er es in den frühen fünfziger Jahren bis zum stellvertretenden FDP-Vorsitzenden in Hessen. Nicht nur in Marburg war Dr. Schwinge seither ein ebenso geehrter wie geachteter Mann – wäre da nicht Fritz Wüllner gewesen, der wie kein anderer zuvor die verdeckten Strukturen der Militärjustiz in der NS-Zeit erforschte, und der auch vor »Ehrenbürgern« nicht halt machte. Bei seinen intensiven Recherchen kam ihm auch eine im Dokumentationszentrum des österreichischen Widerstandes existierende Kopie des von Schwinge 1944 verkündeten Urteils gegen Anton Reschny in die Hände. Wüllner war von dem Fund – wie andere auch – erschüttert: Einen Jüngling aufs Schafott, weil er einige kleine Gegenstände einsteckte? Angeklagt war der Lehrling damals, ganz korrekt, wegen Verstoßes gegen die sogenannte »Volkschädlingsverordnung« – wegen Diebstahls unter Ausnutzung des Kriegszustandes. Dabei wäre das Jugendgerichtsgesetz anzuwenden gewesen, das derart drakonische Strafen nicht erlaubte. Stattdessen griff Kriegsrichter Schwinge zum Militärstrafgesetzbuch, das für Jugendliche den Schutz vor Todesstrafe ausschloß. Doch für Plünderung in einfachen Fällen war »Gefängnis oder Festungshaft« vorgesehen, nur in »besonders schweren Fällen« Zuchthaus oder Todesstrafe.

Schwinge indessen begründete sein Reschny-Urteil, »jeder Fall von Plünderung« in den großen Städten müsse »ausnahmslos zur Todesstrafe« führen. Denn Kriminelle sollten nun einmal wissen, »daß sie ihren Kopf riskieren«. Ausgerechnet Heinrich Himmler hat den heute 59jährigen Anton Reschny begnadigt. Der berüchtigte SS-Führer war in diesem Fall einsichtiger als der Richter und wandelte das Urteil in eine 15jährige Freiheitsstrafe um.

Fritz Wüllner fuhr nach Österreich und besuchte Reschny, der heute als Frührentner in Wien lebt. Nach ausführlichen Gesprächen kehrte er mit einer Vollmacht zurück, mit der Wüllner den Frankfurter Rechtsanwalt Stefan Baier beauftragte, Strafanzeige »wegen versuchten Mordes« gegen Schwinge zu erstatten. Dies hatten inzwischen auch schon andere getan: Der österreichische Widerstandskämpfer Eduard Rabofsky in Wien, der Hildesheimer Richter Ulrich Vultejus – davon informiert – übergab sie den Strafverfolgungsbehörden in Marburg. Nun kam eine weitere Anzeige hinzu. Kriegsrichter Schwinge habe versucht, stand in einer dritten Strafanzeige wegen versuchten Mordes und Rechtsbeugung zu lesen, »den 17jährigen mit Mitteln der Justiz zu töten«, indem er unzulässigerweise statt der »Volksschädlingsverordnung« das Militärstrafrecht anwendete und überdies einen »besonders schweren« Fall von Plünderung annahm. Als Rechtsprofessor und einer der führenden Kommentatoren des Militärstrafgesetzbuches habe Schwinge genau gewußt – so Anwalt Baier – , daß er aufgrund selbst des geltenden Rechts »Reschny höchstens zu zehn Jahren Gefängnis« hätte verurteilen dürfen. Der Frankfurter Anwalt stützt sich auf die Rechtssprechung des Bundesgerichtshofes. Danach begeht ein Strafrichter stets dann »Rechtsbeugung«, »wenn er bewußt eine Strafe verhängt, die nach Art oder Höhe in einem unerträglichen Mißverhältnis zu der Schwere der Tat und der Schuld des Täters steht«. Daß es sich, wie Baier anmerkte, »um die erstmalige unbedachte Handlung eines 17jährigen handelte«, daß »keine Gewalt oder besondere List« angewandt worden und »daß der Wert der Gegenstände nicht sehr hoch« war – dies alles war von Schwinge ignoriert worden.

Der Marburger Oberstaatsanwalt Kohl freilich wollte sich den ausführlich begründeten Vorwürfen des Reschny-Anwalts nicht anschließen. Die Anwendung des Militärstrafrechts, meinte er, sei vertretbar gewesen, weil die »unscharfen und weitmaschigen« Tatbestandsmerkmale damals »weit ausgelegt« worden wären. Zwar wertete der Herr Staatsanwalt die Verhängung der Todesstrafe als unangemessen weil der NS-Richter keine Milderungsgründe berücksichtigt hätte. Indes: für eine Anklage wegen Mordversuchs und Rechtsbeugung reichte die Einsicht des Marburger Staatsanwalts nicht. Es sei »schlechthin nicht unvertretbar«, notierte Kohl in seiner Einstellungsverfügung, daß Schwinge bei Reschny einen besonders schweren Fall von Plünderung angenommen habe, denn »in Zeiten des Krieges und der Bedrängnis pflegen sich allenthalben außergewöhnlich strenge Maßstäbe bei der Anwendung des Strafrechts herauszubilden«.

Damit hatte Erich Schwinge, der in mehreren Stellungnahmen für die Marburger Staatsanwaltschaft ausführlich zu begründen versucht hatte, warum er mit dem Todesurteil »Abschreckung« erzielen wollte, zunächst einmal juristisch sein Weltbild wieder im Gefüge.

Doch Anwalt Baier und Anzeigenerstatter Reschny ebenso wie der emsige Pensionär Wüllner gaben sich mit den Einstellungsargumenten aus Marburg nicht zufrieden. Baier hielt nicht nur die rechtlichen Betrachtungen des Marburger Oberstaatsanwalts für unzulässig und unbegründet, sondern hatte auch bei den Ermittlungen des Falles allerlei Lücken und Versäumnisse aufgespürt.

Da ging es zunächst um die Behauptung von Schwinge, er hätte gleich nach dem Urteilsspruch eine Begnadigung Reschnys befürwortet. Unstrittig ist, daß die Kriegsstrafverfahrensordnung damals vorschrieb, daß die Richter eines Kriegsgerichts nach der Verkündung des Todesurteils schriftlich zur Frage der Begnadigung Stellung nehmen mußten. Schwinge hat angegeben, dafür sein Votum abgegeben zu haben. Nur: im Wiener Kriegsarchiv hat Fritz Wüllner trotz intensiver Aktensicht kein »Gnadenpapier« von Schwinge entdeckt.

Einen zuverlässigen Beweis, daß Schwinge damals tatsächlich Gnade für Reschny befürwortet hat, gibt es also nicht. Und außerdem: Was machte den Kriegsrichter Schwinge eigentlich so sicher in der Annahme, daß ausgerechnet Himmler das Todesurteil gegen Reschny aufheben würde?

Schwinge hat immer wieder auf den notwendigen abschreckenden Charakter hingewiesen, man habe »diesen Elementen, die auf dem Sprung standen«, ein Signal entgegensetzen müssen – in der Person Reschnys als Plünderer. Deshalb das harte Urteil.

Doch eine zwingende Logik wird man dieser Argumentation kaum bescheinigen können, vor allem wenn man weiß, daß das auf »Abschreckung« bedachte Urteil weder in der alten Einheit des jungen Soldaten noch sonstwo bekanntgegeben wurde – nur die Eltern des Verurteilten wußten davon. Allgemeine Abschreckung?

Eine Menge offener Fragen, rechtliche und tatsächliche. Damit sollte sich nun – so wollte es Anwalt Baier – der hessische Generalstaatsanwalt befassen. Doch auch dort blieb die Anzeige gegen Schwinge ohne Erfolg. Wegen Eintritts der Verjährung und fehlenden Tötungsvorsatzes lehnte man es ab, gegen Schwinge Anklage zu erheben.

Wörtlich heißt es im Bescheid an Anwalt Baier: »Angehörige der Wehrmacht sollten für von ihnen begangene Verbrechen nach den Willen der NS-Machthaber zwar streng und unnachsichtig, aber jedenfalls in gesetzmäßiger Weise zur Verantwortung gezogen werden.« Im Fall des zum Tode verurteilten Anton Reschny sei demzufolge die Strafverfolgungsverjährung bereits im August 1965 eingetreten. So blieb nur noch das Klageerzwingungsverfahren, das mittlerweile mit dem bemerkenswerten Hinweis abgelehnt worden ist, die von Reschny erhobenen Vorwürfe seien »nicht begründet«!

Und der pensionierte Rechtsprofessor und Ex-Kriegsrichter Schwinge, der heute beschaulich in Marburg lebt? Er hat bisher nicht zu erkennen gegeben, daß ihn wenigstens in der Rückschau der Ereignisse die besonderen Probleme seines damaligen Wirkens nachdenklich stimmen. Im Gegenteil: Er hat sich beim Deutschen Presserat über die Berichterstattung der »Frankfurter Rundschau« beschwert: »Wer mich angreift, hat mit entschiedener Abwehr zu rechnen.« Zudem legte er dem Marburger Oberstaatsanwalt eine eidesstattliche Erklärung seines früheren Divisionskommandeurs Erich Müller Derichsweiler vor. In dieser Erklärung vom 9. September 1946 schreibt der General, er habe »schwierige Fälle« damals bewußt Erich Schwinge übertragen, »da ich wußte, daß er sein ganzes Wissen und Können daran setzen würde, um die Angeklagten vor der erbarmungslosen Härte der nationalsozialistischen Gesetzgebung zu schützen.« Er halte deshalb Schwinge »als Erzieher und Lehrer der Jugend« für besonders geeignet.

Konkret 11/86, S. 42

Wolfgang Schneider

Die Gemeinwirtschaftsfalle

Der Verkauf der »Neuen Heimat« ist für die bundesrepublikanische Arbeiterbewegung kein Verlust, sondern die Chance, sich von einer Lebenslüge zu befreien.

»Abgesehen davon, daß die Wohnungsreform, und natürlich am meisten in ihrer vollsten Entwicklung, eines der wirksamsten Mittel sein wird, um bedenkliche Ansichten, Stimmungen und Gesinnungen der kleinen Leute zu brechen und zu korrigieren, wird schlimmstenfalls die polizeiliche Überwachung oder die militärische Unterdrückung gefährlicher Bewegungen unter sonst gleichen Umständen in dem Maße leichter sein, wie die Stellung der Gegner übersichtlich offen und zugänglich ist. Man frage doch erfahrene Kriegsleute, ob sie ein paar hundert Arbeiter usw. lieber in einer offenen freundlichen Vorstadt mit kleinen Häusern und breiten Straßen angreifen mögen, oder in den engen Straßen und hohen Häusern der Stadt? Man frage doch die Barrikadenmänner, welches Terrain sie vorziehen würden?« *(Victor Aimé Huber, 'Pionier der deutschen Baugenossenschaften'. 1857*

>Da sind Ideen verraten worden« (Diether Hoffmann, Ex-Vorstandsvorsitzender der Neuen Heimat). »Mit dem Abschied der Gewerkschaften von ihrem Wohnungskonzern 'Neue Heimat' wird eine große Idee der Arbeitnehmer-Organisation zu Grabe getragen: Die 'gemeinwirtschaftliche' Wohnungswirtschaft« (FAZ, 22.9.). »Am Anfang der Neuen Heimat stand der Gedanke der Arbeiterselbsthilfe, am Ende der politisch-moralische Offenbarungseid der Gemeinwirtschaft. (...) Auf der Strecke blieb (...) der gute Ruf der gemeinwirtschaftlichen Unternehmensgruppe« (taz, 23.9.). »Der Skandal (...) hat der Idee der Gemeinwirtschaft einen mörderischen Stoß versetzt, obwohl doch zwischen privatem und staatlichem Wirtschaften viel Freiraum für solche Anstrengungen wäre« (FR, 24.9.). »Sie haben versagt als Unternehmer als Arbeitgeber und als Verfechter einer gemeinwirtschaftlichen Idee, die am Ende nicht mehr als eine Lebenslüge gewesen ist« (FAZ, 25.9.). »Mit dem Neue-Heimat Skandal haben die Gewerkschaften die gemeinwirtschafliche Idee ruiniert und ihre Glaubwürdigkeit stark beschädigt« (Handelsblatt, 26.9.). »Skandal (...), der nach Umfang und krimineller Energie in der deutschen Wirtschaftsgeschichte ohne Beispiel ist« (Bayernkurier, 27.9.).

Die kriminelle Energie, die aus jeder Zeile. der veröffentlichten Empörung über den Verkauf des Gewerkschaftskonzerns »Neue Heimat« spricht übertrifft spielend die der am Niedergang des Unternehmens allenfalls mit-beteiligten DGB-Bosse. Denn während letztere sich auf das im kapitalistischen Alltagsgeschäft Notwendige beschränkten, soll das Krakeele der Lumpen als Bonn und Presse gleich ein Mehrfaches bewirken:

1) Das längst gekrümmte Rückgrat der bundesrepublikanischen Gewerkschaften so beugen, daß sie auf absehbare Zeit es nicht mehr wagen würden, auch nur den Kopf zu heben. Hierzu gehört den eben auch ökonomisch bedingten Aktionsspielraum der Gewerkschaften durch finanzielles Ausbluten drastisch einzuschränken.

2) Durch Verweis auf vermeintlich »sozialistische Mißwirtschaft« davon ablenken, daß hier ein kapitalistisches Unternehmen den normalen Gang eines kapitalistischen Unternehmens gegangen ist und das in einem Wirtschaftssektor, in dem das anlagehungrige Kapital seinem unternehmerischen Elan wie kaum sonst die Zügel schießen lassen kann. Bezeichnenderweise hat die jede Kursschwankung im Gemüt der kleinen wie großen Bourgeoisie sensibel registrierende »Frankfurter Allgemeine Zeitung«, in den letzten Wochen gleich mehrfach verlauten lassen, daß in der Bundesrepublik zwar einerseits der Kapitalismus längst überwunden sei, ihrer darüber womöglich verunsicherten Leserschaft aber andererseits ausführlich erläutert, »wie der Markt zu moralischem Verhalten zwingt«.

3) Von der Tatsache ablenken, daß die Demontage des »sozialen Wohnungsbaus« im Zuge des Sozialstaatsabrisses mittlerweile nahezu abgeschlossen ist daß der Wohnungsmarkt bereits weitgehend für Spekulanten attraktiv gemacht bzw. dafür gesorgt worden ist, daß noch verbliebene gesetzliche Schutzbestimmungen in naher Zukunft unwirksam werden:

· In den 90er Jahren wird die gesetzliche Mietpreisbildung der bis Anfang der 70er Jahre fertiggestellten, noch relativ preisgünstigen Sozialwohnungen auslaufen. Dann reguliert ihr Mietpreis sich über den »freien« Markt.

· Aus der Verantwortung für den Bau preiswerter Wohnungen hat sich die Bundesregierung bereits zurückgezogen.

· Mittelfristig soll die verbliebene »Objektförderung« (= öffentliche Subventionierung des Wohnungsbaus) komplett zur »Subjektförderung« (= Wohngeld) gewandelt werden: Ein Vorhaben das vor allem dazu dient, den Besitzenden einen zusätzlichen Teil des gesellschaftlichen Reichtums in die Taschen zu schaufeln: Auf dem Umweg über das Wohngeld finanziert der normalverdienende Steuerzahler dem Hauseigentümer die Spekulantenmiete.

· Am 1.1.1990 fällt – vom CDU-Senat als »Ende der Wohnungszwangswirtschaft« begrüßt – in Westberlin die noch aus der Nachkriegszeit stammende Mietpreisbindung für Altbauwohnungen. Was das für die Betroffenen bedeuten wird, läßt sich bereits heute den Werbebroschüren der Immobilienfirmen entnehmen: »Spätestens zu diesem Zeitpunkt eröffnet sich ein Mieterhöhungspotential, das – gemessen an vergleichbaren Großstädten – ca. 60 bis 80 % betragen wird«

Angesichts der geradezu phantastischen Diskrepanz zwischen dem moralischen Getöse und der praktischen Politik der Lambsdorff, Schneider, Kohl und Konsorten bedarf die merkwürdige Unentschlossenheit sozialdemokratischer Antworten auf den »Fall Neue Heimat« ebenso einer Erklärung wie die bockig verschüchterte Reaktion der Gewerkschaften. Wer eigentlich hat sich hier durch welches Verhalten disqualifiziert? Gemessen an welchem Maßstab? Und wer nimmt da Maß?

Das nervöse Pendeln zwischen Rücksichtnahme und Entrüstung, das die Äußerungen etlicher SPD- und DGB-Funktionäre zum Thema kennzeichnet, signalisiert die Ahnung, daß ihnen die politisch-programmatische Grundlage, von der aus sie die durchsichtige Kampagne der Marktapologeten gegen ihre Urheber wenden könnten, längst abhanden gekommen ist. Wie sollten sie sich auch erfolgreich wehren können – wo sie mit Waffen geschlagen werden, die sie immer noch für ihre eigenen halten, obwohl sie allesamt dem ideologischen Arsenal der Bourgeoisie entstammen und ihnen nur leihweise – zur Niederhaltung weitergehender Begehrlichkeiten ihrer Klientel – überlassen wurden?

Daß die Sozialdemokratie kürzlich die Genossenschaftsidee für sich entdeckte, hängt einerseits mit dem Erreichen ihres programmatischen Nullpunkts, andererseits aber auch mit ihrem Problem zusammen, für das nunmehr komplett großkoalitionsreife neue Parteiprogramm einige Formulierungen zu finden, die nicht ganz so derb klingen, wie sie gemeint sind. Warum wohl möchte ausgerechnet Hans-Jochen Vogel »den Genossenschaftsgedanken in seiner ursprünglichen Form wiederbeleben«? Die Gründung eines »Vereins zur Förderung des Genossenschaftsdenkens« hat die SPD bereits angekündigt, Peter Conradi leitet derweil einen Bundestagsabgeordnetenkreis, der sich mit ebendemselben »Gedanken« befaßt, und die vom Parteivorstand vor gut zwei Jahren zur Sondierung des Themas installierte Arbeitsgruppe unter Hans-Ulrich Klose hat sogar schon erste Materialien vorgelegt. Ein Satz lohnt: »Die Prinzipien der Genossenschaftsbewegung bieten eine Chance, daß SPD und Gewerkschaften wieder in die Offensive kommen.«

Selbstverständlich wird die Pleite des Gewerkschaftskonzerns weder die maßgeblichen DGB-Funktionäre dazu veranlassen, das Gemeinwirtschafts-Konzept prinzipiell in Frage zu stellen, noch die sozialdemokratischen Vordenker von den reaktionären Konsequenzen ihrer bereits prophylaktisch kastrierten Genossenschaftsversion überzeugen. Dabei zeigt ein kurzer Blick in die Geschichte zumindest zweierlei:

1) Genossenschaften konnten auf Dauer nie anders, als den ihnen von außen vorgegebenen Restriktionen zu folgen und sie im Inneren über kurz oder lang zu reproduzieren.

2) Der Verkauf des gemeinnützigen-gemeinwirtschaftlichen Unternehmens »Neue Heimat« an einen West-Berliner Bäcker ist für die bundesrepublikanische Arbeiterbewegung kein Verlust, sondern die – wenn auch unerwünschte – Chance, sich von einer Lebenslüge zu befreien.

Entgegen der durch gewerkschaftsoffizielle und sozialdemokratische Hausgeschichtsschreibung popularisierten Vorstellung war die deutsche Gemeinwirtschafts- und Genossenschaftsbewegung des 19. Jahrhunderts keineswegs ein Projekt der frühen Arbeiterbewegung, sondern ein Produkt groß- und kleinbürgerlicher Sozialreformer, die den traditionellen Mittelstand vor den Folgen der Industrialisierung und dem Gift der sich ausbreitenden kommunistischen Agitation bewahren wollten.

Der erzkonservative Frömmler Huber (1800-1869; Gründer der ersten deutschen Baugenossenschaft mit finanzieller Unterstützung des preußischen Königs, Aufbau von Konsumgesellschaften), der liberale Reichstagsabgeordnete Schulze-Delitzsch (1808-1883 Handwerker-, Kredit- und Rohstoffgenossenschaften) und Friedrich Wilhelm Raiffeisen (1818-1882, landwirtschaftliche Genossenschaften, Spar- und Darlehenskassen) stehen am Anfang der Realgeschichte der deutschen Gemeinwirtschaft. Das auf die Initiative von Schulze-Delitzsch zurückgehende erste Genossenschaftsgesetz von 1868 ließ folgerichtig nur Genossenschaften mit unbeschränkter Haftung zu – der damit geforderte erhebliche Kapitaleinsatz schloß die Fabrikarbeiterschaft systematisch aus.

Im Unterschied zu den bürgerlichen Genossenschaftspionieren verlangte Ferdinand Lassalle in den 60er Jahren die Einrichtung allgemeiner Produzentenkooperativen auf der Basis staatlicher Kredite – in der verwegenen Hoffnung, dergestalt eine Konkurrenzordnung in eine Solidargemeinschaft verwandeln zu können. Die sich daran anschließende 20jährige Debatte zwischen Liberalen, staatsgläubigen Sozialisten und den Marxisten der 1. Internationale über Möglichkeiten und Grenzen der Genossenschaftsentwicklung wird gegenwärtig – allerdings als fundamentalistische/realpolitsche Farce – wiederaufgeführt: Die »Staatsknetediskussion« ist reichliche 120 Jahre alt.

Die rapide Ausbreitung der zunehmend auch für Arbeiter interessant werdenden Genossenschaftsbewegung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bestätigte schließlich den Hinweis auf ihren prekären Doppelcharakter, den Marx 1866 formuliert hatte:

· Einerseits bestehe »ihr großes Verdienst« darin, »praktisch zu zeigen, daß das bestehende despotische und Armut hervorbringende System der Unterjochung der Arbeit unter das Kapital verdrängt werden kann durch das republikanische und segensreiche System der Assoziation von freien und gleichen Produzenten«.

· Anderseits aber sei »das Kooperativsystem, beschränkt auf die zwerghaften Formen, die einzelne Lohnsklaven entwickeln können, (...) niemals imstande, die kapitalistische Gesellschaft umzugestalten«; dazu bedürfe es »Veränderungen der allgemeinen Bedingungen der Gesellschaft, die nur verwirklicht werden können durch den Übergang der organisierten Gewalt der Gesellschaft, d.h. der Staatsmacht, aus den Händen der Kapitalisten und Grundbesitzer in die Hände der Produzenten selbst.« Dementsprechend empfahl Marx den Arbeitern, »sich eher mit Produktivgenossenschaften als mit Konsumgenossenschaften zu befassen. Die letzteren berühren nur die Oberfläche des heutigen ökonomischen Systems, die ersteren greifen es in seinen Grundfesten an«.

Daß genau dieses nicht funktionierte und nicht funktionieren konnte, belegte eine bis heute lesenswerte Untersuchung über Resultate und Perspektiven der 'moralischen Ökonomie' der Arbeiterbewegung, die der liberale Sozialtheoretiker Franz Oppenheimer 1896 unter dem Titel »Die Siedlungsgenossenschaft« veröffentlichte. Sein so vernichtendes wie hochaktuelles Fazit: »Nur äußerst selten gelangt eine Produktionsgenossenschaft zur Blüte. Wo sie aber zur Blüte gelangt, hört sie auf, eine Produktionsgenossenschaft zu sein.« – »Das bisherige Genossenschaftswesen hat – praktisch genommen – bisher lediglich privatwirtschaftliche Wirksamkeit entfaltet. Und, was bedeutsamer ist: die theoretischen Grundlagen des Genossenschaftswesens in seiner heutigen Gestalt sind derartige, daß es auch keine andere als privatwirtschaftliche Wirksamkeit entfalten kann.«

Diesem Befund entsprach der Beschluß des Berliner Parteitages der Sozialdemokratie von 1892: »Im übrigen haben die Parteigenossen der Gründung von Genossenschaften entgegenzutreten und namentlich den Glauben zu bekämpfen, daß Genossenschaften imstande seien, die kapitalistischen Produktionsverhältnisse zu beeinflussen, die Klassenlage der Arbeiter zu heben, den politischen und gewerkschaftlichen Klassenkampf der Arbeiter zu beseitigen oder auch nur zu mildern.« Erst 1905 begann der rechte Flügel der organisierten Arbeiterbewegung, die Gewerkschaftsführungen, sich mit dem Genossenschaftsgedanken anzufreunden und zwecks »Erhöhung der Lebenshaltung und der genossenschaftlichen Erziehung des Volkes« den Aufbau von Konsumgenossenschaften zu propagieren. Aus durchsichtigen Gründen: Es galt die Massenstreikkampagne der Linken um Rosa Luxemburg und Karl Kautsky zu unterlaufen.

Ihren eigentlichen Höhepunkt erreichte die deutsche Genossenschaftsbewegung in den 20er Jahren. Zeitweilig waren ca. vier Mio. Haushalte an Konsumgenossenschaften angeschlossen; mehr als 4.000 Baugenossenschaften errichteten etwa 25 Prozent der städtischen Wohnungsbauten, die berühmten 'roten Siedlungen' entstanden. Diese quantitative Ausweitung markiert aber gleichzeitig ihr qualifiziertes Scheitern, das ein doppeltes war:

Zum einen verdammte die Konzentration auf dem Wohn- und Konsumgüterbereich die Genossenschaften zur Abhängigkeit vom nichtgenossenschaftlichen Produktionsmittelbereich, zur Abhängigkeit von fremder Kapitalakkumulation, zur Abhängigkeit von staatlicher Förderung, zum anderen mußten sie ihre Wirkung mit der Preisgabe der (klassen)parteilichen Intention bezahlen – wodurch sie sich aufhob. Die »Eigenwirtschaft der Arbeiterklasse« war also auch zur Zeit ihrer vermeintlichen Blüte nie mehr als »eine Solidargemeinschaft lohnabhängiger Konsumenten«.

Bereits Mitte der 20er Jahre hatte die wachstumsbedingte Ausrichtung auf den anonymen »Verbraucher« die bis dato noch beigemischten systemalternativen Vorstellungen soweit ausgesiebt, daß schließlich auch die Nationalsozialisten keine Probleme mehr hatten, die deutschen Genossenschaften »gleichzuschalten« und ihren Zwecken erfolgreich dienstbar zu machen. So wurde aus der 1926 gegründeten gewerkschaftseigenen »Gemeinnützigen Kleinwohnungsbau-Gesellschaft Groß-Hamburg mbh« 1939 jene »Neue Heimat, gemeinnützige Wohnungs- und Siedlungsgesellschaft der Deutschen Arbeiterfront im Gau Hamburg mbh«, die nach der Zerschlagung des NS-Regime zum größten Wohnungsbaukonzern Europas werden sollte.

Die Gewerkschaften haben ihr bereits in Weimar verkümmertes Projekt einer solidarischen Wirtschaftsordnung nach 1945 endgültig zum Gemeinwirtschaftskonzept ausgedünnt, ihre genossenschaftlichen Unternehmen zielstrebig dem Markt angepaßt, zum Teil in freie Kapitalgesellschaften umgewandelt, zum Teil gemeinnützigen Zwecken unterstellt – was nicht mehr heißt, als daß sie dem »Gemeinwohl« dienen sollen«: durch Zweckbindung ihrer Aktivitäten, Gewinnbeschränkung etc. wofür Steuerbefreiung winkt. Deutsche Bundesbahn und -post gelten heute genauso als gemeinwirtschaftlich wie die gewerkschaftseigene »Bank für Gemeinwirtschaft« und der ebenfalls gewerkschaftseigene Versicherungskonzern »Volksfürsorge«, die im übrigen reguläre Aktiengesellschaften sind, mit der einzigen freiwilligen Maßgabe, sich bei der Dividendenausschüttung ein wenig zu beherrschen. Daß die Gewerkschaften auch heute noch an ihren Ansprüchen von einst gemessen werden, ist vor diesem Hintergrund bloß anachronistisch und albern. Entscheidungen, die der Schuldendienst diktiert, fallen nicht »mitbestimmt«.

Wenn Sozialdemokraten und Grüne von »Genossenschaften« reden, so setzen sie stets unbefangen voraus, jeder wisse, daß damit nur die »Alternativökonomie« gemeint sein könne. Dabei ist nichts weniger selbstverständlich. Denn neben dem schmalen Sektor der etwa 12.000 alternativen Projekte, die lediglich 25.000 Personen (= 0.1% der Erwerbsbevölkerung!) den Lebensunterhalt sichern, erstreckt sich das weite Feld der etablierten genossenschaftlichen Einrichtungen. 10.300 Genossenschaften mit knapp 14 Mio. Mitgliedern waren 1985 in der Bundesrepublik registriert. Allein die etwa 3700

Kreditgenossenschaften (Volks- und Raiffeisenbanken) zählen 10,3 Mio. »Miteigentümer/innen« (von denen rund drei Viertel Selbständige und mittelständische Unternehmer/innen sind!), betreuen mehr als 20 Mio. Kunden, führen ca. 60 Mio. Kundenkonten und verfügen zum Jahresende '85 über Einlagen in Höhe von 334 Mrd. DM. Hinzu kommen 6500 ländliche Waren-, Verwertungs- und Dienstleistungsgenossenschaften mit einem Umsatz von 84 Mrd. DM, 76 Verkehrsgenossenschaften, 865 gewerbliche Waren- und Dienstleistungsgenossenschaften (Umsatz: 79 Mrd. DM) und 1200 Wohnungsgenossenschaften, die ca. eine Mio. Wohnungen ihr eigen nennen. In der Landwirtschaft sind die Genossenschaften mit über 50% am Umsatz beteiligt; sie stellen 23% der Gesamtbilanzsumme im Kreditwesen und verwalten 7% des Wohnungsbestandes.

Soweit also hat es die Genossenschaftsbewegung in der Bundesrepublik tatsächlich gebracht. Mit Erinnerungen an ihre Kinderkrankheiten »Selbsthilfe«, »Nischenökonomie« und »Gegengesellschaften« geht sie daher recht selbstbewußt um – wie es sich schickt für jemanden, der weiß, daß er es geschafft hat. Bernhard Schramm, Präsident des Bundesverbandes der Deutschen Volks- und Raiffeisenbanken, erledigte unlängst die Bitte der grün-alternativen Öko-Banker um Aufnahme in den Einlagensicherungsfond der Genossenschaftsbanken mit dem Hinweis, »daß die politischen Ansätze der Öko-Bank wie Kollektivarbeit, Mitbestimmung und Selbstverwaltung nicht in die Tradition der Genossenschaftsbanken passen«.

Konkret 11/86, S. 46

Magazin

PRIMA HANDEL

Die Bank für Gemeinwirtschaft ist gewerkschaftseigen. Deshalb und aus purer Solidarität mit den Kollegen in Südafrika verkauft sie seit geraumer Zeit keine Krüger-Rand-Münzen mehr. »Die BfG betreibt seit langem eine sehr restriktive Geschäftspolitik gegenüber Südafrika«. Sagt sie. Als sich allerdings die Gewerkschaftsjugend in Aachen näher erkundigte, mußte sie erfahren, daß die von Ernst Breit angeführte Bank weiterhin munter Krüger-Rand-Münzen aufkauft, weil sich damit prima spekulieren läßt. Die Auskunft der Frankfurter Zentrale zu diesem Thema lautete: "...In diesem Zusammenhang möchten wir noch anmerken, daß wir unseren Kunden, die im Besitz südafrikanischer Münzen sind, nach wie vor Gelegenheit geben, diese über unsere Niederlassungen zu verkaufen...«.

Bis 1988 kein Fernsehen

In dem Südpazifikstaat Papua-Neuguinea wird es vor Januar 1988 kein Fernsehen geben. Eine entsprechende Gesetzesvorlage wurde vom Parlament ohne Aussprache verabschiedet. Das Gesetz sieht eine Strafe von bis zu 1 Million Kina (etwa 1 Million Dollar) für jede Person vor, die schuldig befunden wird, vor diesem Zeitpunkt einen Fernsehsender zu betreiben. Mit der Maßnahme will die Regierung noch Angaben des zuständigen Ministers eine unkontrollierte Einführung des Fernsehens durch ausländische Gesellschaften verhindern.

ÜBER ALLES

4û Prozent der Bundesbürger haben noch Angaben des Institutes für Demoskopie Allensbach nichts dagegen, wenn Schüler nicht nur die dritte, sondern alle drei Strophen des Deutschlandliedes lernen. Wie die Meinungsforscher mitteilen, holten sie entsprechende Pläne des Stuttgarter Kultusministers Gerhard Meyer-Vorfelder (CDU) für richtig. 30 Prozent sind dagegen, 30 Prozent äußerten sich bei der repräsentativen Umfrage unentschieden. Das Institut hatte 2.111 Personen befragt.

Erwartungsgemäß waren es vor allem die jüngeren Befragten (16-29 Jahre), die mit 35 zu 31 Prozent das Lernen aller drei Strophen der Hymne ablehnten. Bei älteren Befragten ab 44 Jahren überwog dagegen die Zustimmung ganz eindeutig (44 bzw. 49 Prozent dafür 22 dagegen.

GADDAFI, GADDAFI, GADDAFI

Der plötzliche Auftritt des libyschen Revolutionsführer Gaddafi auf dem Treffen der Paktfreien in Harare war offenbar weniger plötzlich als ein guter inszenierter Coup aus Sicherheitsgründen. Wie die französischsprachige Zeitschrift »Afrique-Asie« berichtete, geriet die Abreise des Revolutionsführers aus Harare zu einem ganz erstaunlichen Verwirrspiel, bei dem schlußendlich niemand mehr wußte, wer wer und wer wo war: Auf dem Flughafen standen drei identische Präsidentschaftsmaschinen bereit, auf dem Vorfeld liefen drei Figuren umher, die alle wie Gaddafi aussahen. Gaddafi – jedenfalls der, der als der Echte angesehen wurde – stieg in die erste Maschine, kurz darauf verließen zwei Gaddafis diese Maschine und stiegen in die zweite, um die nach kurzer Zeit ebenfalls wieder zu verlassen und in die dritte zu steigen. Dann entstieq ein weiterer Gaddafi der zweiten Maschine, wechselte in die dritte, die kurz darauf von zwei Gaddafis verlassen wurde, die ins erste Flugzeug stiegen. Die drei Maschinen starteten dann gemeinsam in einer wunderbaren Formation und flogen von dannen. In Harare gibt es seitdem gewisse Zweifel, ob Gaddafi überhaupt an dem Blockfreien-Treffen teilgenommen hatte.

DER SOZIALISMUS WÄCHST

Die jungen Männer der DDR wachsen den Alten über den Kopf. Bei der Musterung der jungen Wehrpflichtigen zeigt die Meßlatte heute durchschnittliche 177,1 Zentimeter. Bei ihren heute 40jährigen Genossen lag der Meßstrich 3,1 Zentimeter niedriger. Dies geht aus den Musterungsunterlagen der Geburtsjahrgänge 1946 und 1967 hervor. Ferner sind die Jugendlichen heute leichter und damit schlanker als ihre gleichalten Altersgenossen vor 20 Jahren.

VERDOPPELUNG

Die städtische Bevölkerung Afrikas wird sich nach Angaben des Zentrums für menschliche Siedlungswesen der Vereinten Nationen von jetzt 136 Millionen bis zum Jahre 2000 nahezu verdoppeln. Während 1930 gerade sechs Prozent der Afrikaner in Städten lebten, waren es 1950 bereits 20 Prozent, und 1980 war ihr Anteil bereits auf nahezu 30 Prozent angewachsen. Zwar ist Afrika noch immer der Erdteil mit dem geringsten Anteil städtischer Bevölkerung, doch weist ihre Zuwachsrate steil nach oben, so daß im Jahr 2000 fast 43 Prozent der Bevölkerung Afrikas in Städten leben werden.

REGENBOGEN

Die Gewaltorgie der Hamburger Polizei am 8. Juni auf dem Heiligengeistfeld, als der sozialdemokratisch geführte Senat und die ihm unterstellte Polizei mal kurz vorführten, wie tadellos die Repressionsmaschinerie arbeiten kann, wenn man sie nur laufen läßt, hat nun immerhin bei einem Teil der damals von der Einkesselung unmittelbar Betroffenen Folgen gezeigt: ein großer Teil der Taxifahrer, die in der Nacht den Demonstranten auf dem weiten Weg nach Hause geholfen hatten, haben sich zu einer Genossenschaft zusammengetan, wie man sie in dieser Form bisher in Hamburg noch nicht kannte: Fahrer und Unternehmer, d.h. Fahrer, die einen eigenen Wagen haben, sind paritätische Mitglieder von »das taxi«, der neuen Genossenschaft, die sich den Regenbogen als Symbol gewählt hat. Mit 57 Wagen wurde jetzt der Anfang gemacht. Die Initiatoren der Genossenschaft, in der per Gesellschaftervertrag darauf geachtet werden soll, daß sich die Zahl der Fahrer und Unternehmer immer in etwa die Waage hält, sind zuversichtlich, daß sie innerhalb kurzer Zeit andere Turnschuh-Fahrer anziehen werden, so daß zu Beginn des nächsten Jahres 120 Taxis mit dem Signum des Regenbogens durch die Stadt fahren werden.

OHRFEIGE

Eine Meinungsumfrage der palästinensischen Zeitung »El-Fair«, der amerikanischen Tageszeitung »Newsday« und des australischen Fernsehsenders ABC hat ergeben, daß 93 Prozent der Palästinenser, die im besetzten Cisjordanien und dem Gazastreifen leben, die PLO als ihre einzige und rechtmäßige Vertretung sehen. 71 Prozent wollen die Führung Arafats und nur drei Prozent hätten lieber König Hussein. Dieses Ergebnis ist ein Schlag ins Gesicht derjenigen, die sich selbst für die wahren Vertreter des palästinensischen Volkes halten (Hussein, Assad, Hassan) und die PLO am liebsten ausradiert sähen.

ÖFDKX VÄF XWFDU

Wahr ist, daß Syrien von der UNESCO mit dem Krupskaja-Preis für besondere Erfolge bei der Alphabetisierung der Bevölkerung ausgezeichnet worden ist. Nicht wahr ist allerdings, daß es ob der Alphabetisierung den Syriern immer besser gelingt, codierte Funksprüche an die Botschaft in Berlin (DDR) als libysche auszugeben.

Kollaboration

Die »Deutsche Welle« in Köln arbeitet mit der von der »Übergangsregierung« in Namibia unterhaltenen Rundfunkanstalt zusammen. Im Volksmund wird dieser Sender »Radio puppet« – »Marionettenfunk« – genannt.

Weniger NULLEN

Die bolivianische Regierung beabsichtigt, durch die Streichung von sechs Nullen beim bisherigen Peso die neue Währung »Condor« zu schaffen. Die Einführung, die nicht mit einer Abwertung der Währung verbunden ist, ist für Januar 1987 vorgesehen.

Schul-Katastrophe

Auf die katastrophale Lage im Bildungswesen des Landes, die durch das Pinochet-Regime entstanden ist, hat die chilenische Lehrergewerkschaft aufmerksam gemacht. Unter der Diktatur seien 85 Prozent der staatlichen Schulen

reprivatisiert und ständig die Mittel für das Bildungswesen gekürzt worden, erklärte ein Mitglied des Vorstandes der chilenischen Lehrergewerkschaft. Der Unterricht in Privatschulen sei selbst für Kinder des Mittelstandes unerschwinglich geworden, so daß ein Teil der Schulpflichtigen nicht einmal die Grundschule besuchen kann.

WIKINGER

Er heißt Harry Radegeis, aber eigentlich Harry Schmidt, gibt die Rechtsradikalen-Zeitung »Heidenspaß« heraus und – nachdem sein Name nun heidnisch-gothischer Herkunft ist – spielt er seit neuestem auch den Wikinger für das Kunstamt des West-Berliner Bezirks Spandau. Zusammen mit der Arbeitsgemeinschaft Altstadt veranstalteten diese auf der ehemaligen Festung in Spandau ein mittelalterliches Burgfest. Als Attraktion galt eine Aufführung wikingerischen Prügelverhaltens. In Asterix-Manier wurde hier mit Morgensternen, Streitäxten und scharfen Schwertern gekämpft, ganz zum Vergnügen der Zuschauer und des einladenden Kunstamtleiters Steinmüller. Daß sich hinter den dicken Lederklamotten und der kriegerischen Festspielkleidung eben ein Truppe jenes Radegeis befand, blieb den Zuschauern verborgen, was aber einen gewissen Werbeeffekt für die Radegeis'schen Wikinger nicht ausschließt. Und wie bemerkte der Kunstamtsleiter doch so richtig: »Das ist eine Gruppe, die nicht so auf's Geld geht«.

BUSLINIEN FÜR FRAUEN

Nachdem im vergangenen Sommer bereits mehrere ägyptische Badeorte auf Wunsch von Frauen getrennte Strände für Männer und Frauen eingerichtet haben, können die Ägypterinnen vielleicht schon bald auch unbelästigt Bus fahren. Zumindest in Kairo erwägt die Stadtverwaltung die Einführung eines eigenen Minibus-Dienstes ausschließlich für Frauen.

In der Bundesrepublik hingegen scheiterten in Bielefeld, Tübingen und West-Berlin die Versuche, für Frauen ein Nachttaxi einzurichten.

UNTER GEIERN

Nicht neu: Hollywood macht aus jeder Tragödie Geld. So interessiert es sich auch für einen Fall aus Oklahoma, bei dem ein Postangestellter in irrer Verzweiflung – er stand vor der Entlassung – erst vierzehn Menschen und dann sich selbst erschoß. Nach der »Los Angeles Times« soll dieser Fall verfilmt ein mehrteiliger Kriminal-Reißer werden.

Neu ist: Vogelkundler hoben im vergangenem Sommer in Kalifornien einen ungeklärten Zustrom an Aasgeiern registriert.

Spanien kann's

Spanien könnte nach Worten des spanischen Luftwaffengenerals Salas Larrazabal Atomwaffen herstellen. Bei einem Vortrag in der nordspanischen Stadt Aviles erklärte der Brigadegeneral, Spanien stehe an der Atomschwelle, und zum Bau eigener Atomwaffen »fehlt nur noch die Zustimmung der obersten Militärführung«. Die spanische Regierung hat bislang den Atomwaffensperrvertrag nicht unterschrieben, jedoch immer betont, daß Spanien ein atomwaffenfreies Land bleiben wolle.

CONTRA CONTRA CONTRA

1. Leonardo Somarriba, der im April diesen Jahres zum Generalsekretär der konterrevolutionären »Vereinigten Nicaraguanischen Opposition« (U.N.O.) ernannt wurde, stand laut Angabe des ehemaligen Contraführers Edgar Chamorro mindestens seit 1980 im Dienst der CIA. In einem Interview mit der Zeitschrift »Covert Action Information«, die in Washington herausgegeben wird, sagte Chamorro, »das bedeutet, daß die U.N.O. von der CIA politisch kontrolliert wird« und »es ist eine klassische Technik der CIA, in einer Organisation wie der U.N.O. gemässigt wirkende Leute einzuschleusen.«

Somarriba verbrachte 1980 einige Wochen in einem Gefängnis in Managua, nachdem er in Verdacht geraten war, an Waffenbeschaffungen für die Contra beteiligt gewesen zu sein. Nach seiner Freilassung siedelte er nach Miami um.

2. Der Polizeichef und der Chef des militärischen Geheimdienstes von Honduras sind bis zur Klärung des Attentats auf den Oppositionsabgeordneten Zelaya vom Dienst suspendiert worden. Zelaya, der an die Contras in Nicaragua Lebensmittel und Uniformen liefert, beschuldigte Geheimdienstchef Nuêz, den Anschlag auf sein Haus angezettelt zu haben, um das

Geschäft mit den Contras selbst in die Hand zu nehmen. Nun hat die Armeeführung bereits eine Ermittlungsausschuß eingesetzt, und auch das Parlament in Tegucigalpa darf sich mit der Affäre befassen.

Weltstadt Bonn

Straßenhändler mit Modeschmuck allerlei Spielereien und Kleinkram gehören zum Bild fast jeder größeren Stadt. Sie halten sich vorzugsweise dort auf, wo kaufwilliges Publikum verkehrt. So war es bisher auch in Bonn. Damit ist jetzt Schluß. In den Einkaufsstraßen der Bundeshauptstadt ist seit September der Verkauf aus dem Bauchladen verboten. Die Bonner Geschäftswelt sah ihre Schaufenster von den Bauchläden verbaut und fürchtete allen Ernstes die billige Konkurrenz. Die CDU-regierte Stadt hatte ein Einsehen und verbannte den Billighandel. Bonn bleibt sauber: Punker werden bereits seit längerem von öffentlichen Plätzen verjagt, Obdachlosen wurden die Parkbänke demontiert. Bonn ist eine freundliche Stadt.

Havarie

Ein US-Kampfflugzeug des Typs F4 hat durch einen technischen Defekt über der spanischen Provinz Saragossa drei Bomben ausgeklinkt. Einer offiziellen Verlautbarung der spanischen Behörden zufolge detonierten sie in der Nähe einer Ortschaft, wobei niemand verletzt worden sei. Die US amerikanische Maschine, so wurde mitgeteilt, sei vom USA-Stützpunkt Saragossa zu einem Übungsflug gestartet und habe eine Havarie an der Aufhängevorrichtung gehabt.

Gefangenenfluch-Nummer: 5116/75

Vor genau zehn Jahren schrieb der – wie heut bekannt – damals zu Unrecht einsitzende Fritz Teufel einen Brief (Gefangenenfluchnr.: 5116/75) an den Moabiter Küchenchef. Den Brief entnehmen wir der West-Berliner Knast-Zeitung »Blitzlicht Nr. 4/86«.

Moabit, den 14.*11.76*

An den Moabiter Küchenchef!

Sehr geehrte Küchenschabe, oder wie würden Sie jemanden nennen der eine schäbige Küche betreibt! Keinesfalls möchte ich Sie beleidigen, den ich bin ja einer von denen, die das immer auslöffeln müssen, was Sie uns einbrocken. Und in dieser unangenehmen Lage hätte ich 3 Fragen, 1 Hinweis und Anregung für Sie:

Frage 1:

Ich esse für mein Leben gerne Mais, ob roh, als Gemüse oder als Salat spielt gar keine Rolle. Deshalb war ich baß erstaunt, als ich zum ersten Mal das Maisgericht kostete, das es hier gelegentlich sonntags gibt. Z.B. heute wieder. Das ist ja nicht nur ungenießbar, sondern geradezu widerlich. Da's ja wohl kaum an der Beigabe von Erbsen und Karotten liegen kann, muß daß Geheimnis an der Soße liegen. Dürfte ich Sie hiermit um das Rezept bitten? Ich würde es auch unverzüglich an den Bundesinnenmaikäfer weiterleiten, damit der's bei der Gelegenheit verliest. Im Fernsehen und zur Abschreckung für den mutmaßlichen Terroristennachwuchs – wenn die wüßten...

Frage 2:

Manchmal gibt es Abends »Hering in Gelee« von der »Fischunion Cuxhafen«. Nun wüßte ich gerne: In welchem Jahrhundert hat die Firma Pleite gemacht und für wieviel Mahlzeiten reichen die angelegten Vorräte? Wenn man diesen Fisch den Anstaltstauben vorwirft, kreischen die vor Empörung.

Frage 3

Woher bezieht die Anstalt ihre Wurst? Speziell die Hartwurst würde mich interessieren und auch, falls das kein Staatsgeheimnis ist, was verbirgt sich hinter den ominösen Scheiben die auf dem Speiseplan als »Putenkeule« bezeichnet werden. Gab's auch heute mittag. Wie groß sind die Vorräte und wie lange würde eine geübte Diskuswerferin brauchen um die Scheiben einzeln wegzuwerfen? (Kennen Sie vielleicht zufällig die Adresse von Liesl Westermann?)

Hinweis:

Der Montagseintopf würde noch viel grauenhafter schmecken, wenn man wie in Landsberg ganz klein geschnittene Speckschwarten drunterrühren würde. Hier dagegen hat mir der Eintopf das erste halbe Jahr sogar geschmeckt und nur mit der Zeit... Dagegen hat man in Landsberg die Wahl, bei jedem Löffel auszuspucken oder zu ersticken. Wäre das nix?

Anregung:

Auch Pellkartoffeln ess ich eigentlich ganz gern. Für anständige Menschen werden Pellkartoffeln meines Wissens ungefähr 'ne halbe Stunde gekocht für Untersuchungsgefangene nach meiner Schätzung ein paar Stunden. Noch matschiger würden sie sicherlich, wenn man sie 24 Stunden kochte. Und als mutmaßlicher Gefangener hätte ich unter korrekter Anwendung und strikter Einhaltung einschlägiger Gleichschlechtsbehandlungsrichtlinien darauf einen Anspruch!

Halten sie weiterhin den Löffel steif!

Na Liesl, wat is nu?

DÄNEN SIND STOLZ

Auf der ersten Seite ihres Pressebulletins verkündete die Dänische Botschaft ihre Spitzenpostion in Sachen Sanktionen gegen Südafrika: »Die Härtesten im Westen«!

Verboten ist sowohl die Einfuhr von Waren und Dienstleistungen aus Südafrika und Namibia, wie auch die Ausfuhr von Waren und Dienstleistungen dorthin. Das entsprechende Gesetz, seit 15. Juni 1986 in Kraft, verbietet dänischen Schiffen auch den Transport von Öl nach oder von Südafrika. Dänischen Gerichten wurde zudem auferlegt, den Gewinn zu konfiszieren, der eventuell beim Schmuggeln von Waffen nach Südafrika erzielt werden könne. Der Strafrahmen für solcherlei Tätigkeiten wurde von drei auf vier Jahre Gefängnis erhöht.

»PROTOKOLL ÜBER CHILE«

»Es war notwendig, die Menschen in Chile wissen zu lassen, daß wir sie nicht vergessen haben, daß wir weiterhin zu diesem Land gehören. Und was ist dafür ein besserer Beweis als der, die eigene Haut zu riskieren, und so dem chilenischen Volk zu sagen, daß man es liebt?«, fragte der chilenische Filmemacher Miguel Littin. Die Antwort liegt nun vor: Als exilierter Chilene kehrte er 1985 heimlich in sein Heimatland zurück und drehte den vierteiligen Dokumentarfilm »Protokoll über Chile«. Lettin beschreibt seinen Film als eine Einführung in das Land sowohl auf den historischen Spuren – der Zeit vor Pinochet – als auch auf denen der heutigen Zeit. So befand er sich als »akkreditierter« Elektriker im Regierungspalast, der Moneda, filmte die letzten Spuren Allendes und traf sich auch mit der illegalen bewaffneten Front, um das Weiterleben der Ideen Allendes in den Köpfen der heutigen Jugend Chiles zu dokumentieren. Hierzu sagte er: »Ich bin überzeugt, daß Chile eine Gesellschaft aufbauen wird wie jene, für die Allende gekämpft hat und für die Tausende von Arbeitern und Studenten gefallen sind. Alle diese Helden, diese Märtyrer können nicht umsonst ihr Leben gelassen haben. Heute ist dieses Saatkorn aufgegangen und trägt Früchte in der neuen Generation.«

Die bekanntesten Spielfilme von Miguel Littin sind »Der Schakal von Nahueltoro« und »Das gelobte Land«. Der Dokumentarfilm »Protokoll über Chile«wird auf der Leipziger Dokumentarfilmwoche zu sehen sein.

»Lieber dänisch als radioaktiv«

Die Bewohner der Orkney Inseln, ganz oben Im Norden des britischen Reiches, wollen sich nicht durch eine Wiederaufbereitungsanlage auf dem schottischen Festland versaften lassen. Lieber wollen sie die Fahne wechseln. Eine Geschichte, geschrieben fürs Fernsehen: Der Text i t ein Vorabdruck aus einem jetzt im KONKRET LITERATUR VERLAG erscheinenden Band von Luc Jochimson: »Tele-Gramme aus London«, 200 Seiten, 20, – DM

Abgelegen und menschenleer ist Caithness, die nördlichste Küstenspitze Schottlands. Seit 25 Jahren Standort des Schnellen Brüters Dounray. Hier soll noch den Plänen der britischen Atom-Energie-Behörde Mitte der 90er Jahre Europas größte Wiederaufbereitungsanlage für atomare Brennstoffe entstehen. Großbritanniens Plutoniumfabrik der Zukunft.

In der Kreisstadt Thurso findet zur Zeit das offizielle Anhörungsverfahren statt. Die Mehrheit der Leute hier unterstützt den Bau der Wiederaufbereitungsanlage: Konservative wie Labour, Liberale wie Gewerkschaften – in der Hoffnung auf Arbeitsplätze. Wie der Sprecher der Kernenergieindustrie Robert Davies erklärt, geht es vor allem um die Zusammenarbeit mit Frankreich und der Bundesrepublik. Für deren Kernkraftwerke wird diese Wiederaufbereitungsanlage gebraucht. Und Dounray ist der beste Standort.

Ein Richter aus Edinburgh leitet das Anhörungsverfahren, in dem es zum einen um die Sicherheitsvorkehrungen innerhalb des Betriebs geht, zum anderen um die Frage, wie das Problem der nuklearen Abfälle gelöst werden soll, die die Betreiber teilweise ins Meer ableiten wollen.

Keine 30 Kilometer von Dounray entfernt liegen die Orkney Inseln. Wie ihre Bewohner meinen: eines der letzten Paradiese Europas. Bis vor 500 Jahren gehörten diese Inseln zu Skandinavien. Der Dänenkönig Christian I. hat sie im Rahmen eines Ehevertrages an die schottische Krone verpfändet – als Pfand, das zurückgekauft werden kann! Das ist die Vergangenheit der Inseln, die nun auf überraschende Weise gegenwärtig geworden ist.

In Kirkwall, der kleinen Inselhauptstadt, gibt es seit dem Reaktor-Unfall von Tschernobyl die alte beschauliche Bürgerruhe nicht mehr. Die Inselbewohner haben dem Bau der WAA den Kampf angesagt. Ihr Schlachtruf heißt: Nie und nimmer werden sich die Orkney Inseln aufbereiten lassen! Nach Aussage des Inselratsvorsitzenden Edwin Ennson sind 99 % der Bevölkerung gegen das Projekt Dounray.

Ein Bauer erklärt seinen Standpunkt: »Wir leben von Landwirtschaft und Fischfang, was anderes haben wir nicht. Und wir haben Angst, daß die Leute unsere Produkte nicht mehr kaufen. Deshalb müssen wir unseren Protest hörbar machen, und zwar laut.«

Die Wirtschaft der Inseln hat nie großen Reichtum ermöglicht. Das Industriezeitalter fand auf dem Festland statt – weit weg. Hier hat man eher auf Qualität gesetzt, statt auf Quantität: »Orkney Fleisch Orkney Käse, Butter, Whisky. Das sind reine Produkte, die aus einer Umwelt ohne Schadstoffe und Verseuchung kommen, wie Sie sehen können. Das alles wollen wir nicht aufs Spiel setzen durch einen möglichen Atom Unfall«, sagt eine Bäurin.

Das Wasser hier ist so rein daß einige Orkney Fischer auf Initiative der Europäischen Gemeinschaft sich auf die Austernzucht verlegt haben, die in den traditionellen nordfranzösischen und englischen Küstengebieten inzwischen zu riskant geworden ist. David Bickam Meeresbiologe und Sprecher für die Fischer meint: »Seit es den Reaktor gibt, haben sich die Reinheitswerte des Wassers verändert. Wenig zwar, aber wenn das Kernzentrum nun vergrößert und kommerziell genutzt wird, dann werden die Ableitungen zunehmen. Das bleibt doch überhaupt nicht aus. Und niemand weiß, welche Auswirkungen die nuklearen Abfälle haben, wenn sie erstmals in die Nahrungskette gelangen. Wenn Sie mich fragen – das ganze Ding sollte stillgelegt werden, da man die Auswirkungen nicht kennt. Man sollte aussteigen aus der Nuklearindustrie, wie Schweden zum Beispiel. Das ist doch die Lehre von Tschernobyl, daß niemand vor den Auswirkungen sicher ist. Nicht einmal tausende von Kilometern entfernt ...

Was aber können die Orkadier – 19.000 Inselbewohner, hundert Kilometer vom schottischen Festland entfernt, wo die Wiederaufbereitungsanlage stehen soll, und tausend Kilometer weg von der Londoner Regierung, die so entschlossen auf die Nutzung der Atomenergie setzt – was können die Bauern und Fischer schon tun – außer ihren Widerstand durch Rechtsanwälte und Wissenschaftler im Anhörungsverfahren vertreten zu lassen?

Die Orkadier meinen, daß ihre Geschichte ihnen noch ein anderes Mittel zum Ausstieg aus dem Atomzeitalter gibt – den Ausstieg aus dem Vereinigten Königreich.

An die Königin von Dänemark und an den König von Norwegen richtet sich diese Erklärung, die bereits über 90 Prozent der erwachsenen Orkadier unterschrieben haben und die nun zur Unterschrift auf den Shetland Inseln ausliegt.

Die Majestäten werden gebeten, die Souveränität der Inseln zu überprüfen. Der Sprecher des Inselrats Alastair MacLeod erklärt: »Dieses Problem, von dem wir glauben, daß es unser Überleben bedroht, hat uns vollkommen zum Umdenken gebracht. Die skandinavischen Länder waren die ehrlichsten nach dem Unfall von Tschernobyl. Außerdem: Dänemark hat keine eigene Kernindustrie, und Schweden plant den Ausstieg. Das ist eine Politik, die wir unterstützten und bewundern.«

Die norwegische Fahne in Kirkall – in diesem Augenblick noch als Zeichen eines Freundschaftsbesuchs – wirkt wie ein Symbol für Bürger auf der Suche nach atomenergiefreien Vaterländern.

Wenn die Orkney-Inseln zu Skandinavien gehörten, würde die Wasserstraße vom zehn bis 20 km entfernten schottischen Festland internationales Gewässer mit ganz anderen Bestimmungen über Abwasser-Einleitungen als jetzt, wo das Meer zwischen zwei Teilen des Vereinigten Königreichs als interne Angelegenheit angesehen wird.

SCHMIERER VON AMTSWEGEN

Auch so kann Unrecht zu Recht werden: Nachdem der Stadt Zürich der Wettstreit zwischen städtischen Reinigungskolonnen und Sprayern zu bunt wurde, hat sie sich etwas einfallen lassen. Das Bauamt I der Stadt Zürich hat in einem eigens zu diesem Thema herausgegebenen Pressecommuniqué festgestellt: »Fußgängerunterführungen sind immer wieder beliebte Orte, wo Schmierer und Sprayer aller Art ihre manchmal humorvollen und treffenden, öfters aber beleidigenden Parolen oder Zeichnungen zum besten geben.« Wohl um die »beleidigenden Parolen« ging es der Stadt, als sie nun einem »Mitarbeiter eines Malergeschäfts« beauftragte, eine Unterführung in Zürich von amtswegen zu beschmieren. Das Werk des Anstreichers kann nun besichtigt werden. Laut »Neue Zürcher Zeitung« kann dabei allerdings nicht von einem großen Wurf geredet werden, die Darstellung wirke, »um es freundlich auszudrücken, unbeholfen.«

Zur Erinnerung: Vor drei Jahren wurde der als Zürcher Sprayer bekannt gewordene Harald Naegeli zu einem Jahr Gefängnis verurteilt.

Guerilla-Theater

Der Nigerianer Wole Soyinka gehört zu den wichtigsten Autoren Schwarzafrikas. Lange lehrte er an der Drama-Abteilung der Universität in Ife. Jetzt betätigt er sich wieder praktischer. Der Dramatiker und Kritiker Kole Omotoso berichtet: »In letzter Zeit hat Wole so etwas wie eine Guerilla-Einheit auf die Beine gestellt, die einfach auftaucht und spielt – auf Straßen, an Straßenecken, vor Läden auf dem Campus, in der Stadt und sonstwo. Einfach so. Und stets mit Material aus dem Alltag«. Wole Soyinka will erst wieder an die Universität in Ife zurückkehren, wenn die Militärs im Lande verschwunden sind.

SCHWARZ-WEISSBLIND

In den USA werden immer häufiger alte Schwarz-Weiß-Filme für die Fernsehausstrahlung und die Videoauswertung eingefärbt. Die Zeitschrift »epd Film« berichtete in ihrem Heft 9/86 darüber: »Turner Broadcosting System will 100 klassische Warner-Brothers- und MGM-Filme, darunter'Casablanca' und 'Die Spur des Falken', kolorieren. Die Videorechte dieser Filme liegen bei CBS/Fox. Koloriert werden Videobänder der Filme und nicht die Filmkopien. Die Einfärbung wird von Computern gesteuert, sie kostet pro Minute zwischen 2000 und 3000 Dollar.

Trotz der hohen Kosten lohnt sich diese Investition. Die Hal-Roach-Studios, die gerade einen Vertrag über die Einfärbung und den weltweiten Vertrieb von fünf Preminger-Filmen abgeschlossen haben, haben z. B. von der kolorierten Version von Frank Capras 'It's a Wonderful Life' aus dem Jahre 1946 25.000 Videokopien zum Preis von 39.50 Dollar verkauft, obwohl die Schwarzweiß-Kassette für 9,95 Dollar ebenfalls noch auf dem Markt ist. Amerikanische Fernsehsender und Videoanbieter begründen diese Einfärbungspraxis damit, daß vor allem Jugendliche nur noch Farbfilme sehen wollen. In den Kinos sollen allerdings weiterhin die Schwarzweiß-Originale laufen. Die meisten Regisseure protestierten bereits gegen diese 'Vulgarisierung' alter Filme. John Huston: 'Das ist so, als würde man der Venus von Milo Lippenstift aufschmieren.'«

LIEBESLIEDER VON WENZEL

Nun hat er auch seine erste Platte: Hans-Eckardt Wenzel, Schreiber, Schauspieler, Sänger, vielleicht gar Barde aus der DDR und in der DDR: »Stirb mit mir ein Stück – Liebeslieder von Wenzel« (Amiga 8 45 305 – wobei es einige Mühen machen wird, die Platte in der BRD zu erhalten, denn Pläne, das einiges aus dem Amiga-Programm anbietet, hat den Wenzel bislang nicht im Vertrieb.) Sein Kumpan Steffen Mensching hat ihm einen zitierenswerten Cover-Text dazu geschrieben: »Er hat allerhand durch, aber nicht hinter sich. Sei Ouevre ist keins, er bevorzugt Salat: Theorie, Musik, Theater, Texte (LIED vom wilden Mohn sein erstes BUCH). Auch wenn er leise spricht fordert er Unruhe, Nähe, spannungsvolles Hin- und-Her. (Ein alter 69er, meine Damen!!!) Stabile Seitenlage? – nur wenn es sein muß, in Not-Fällen. Seine Traurigkeit kommt nicht von ungefähr. Omnie animae triste post coitum. Darum geht es auch, aber nicht nur. Vieles ist auf der Kippe, hier, (schon zwischen Zweien) einfühlsame Vorspiele, Hoffnungen, nackte Tatsachen und Verletzungen, Wenzel weiß davon nicht nur ein Lied zu singen.«

So sind es dann auch 14 geworden auf dieser LP: Zwölf von ihm und zwei von dem frühen Wandervogel Theodor Kramer. Schöne Lieder durch alle Rillen hindurch. Irgendjemand muß der Kraft des Dichters und Sängers dann doch nicht so recht getraut haben und ihm ein voluminöses Studio-Orchester zur Seite gestellt haben das sich teilweise einfach zu viel Mühe gibt, den Gesang zu unterstützen und dabei eine akustische Penetranz produziert, die nur schwer zu ertragen ist. Wenzel selbst hat drei Instrumente: die. Guitarre, das Akkordeon und schließlich seine Stimme. Das sollte reichen

Der Österreicher Helmut Qualtinger ist tot.

Zum Tode Helmut Qualtingers hielt der Schriftsteller Peter Turrini eine Rede, die hier, leicht gekürzt, dokumentiert wird:

Ob er dieses Land geliebt hat weiß ich nicht. Ich weiß, daß dieses Land ihn geliebt hat und ich glaube, daß diese Liebe von jener Art war, die einen Menschen zum Ersticken bringen kann. Helmut Qualtinger ist viele Tode gestorben, wovon sein letzter, der physische, nur der öffentliche und folglich auch der offiziell beklagbare ist.

Man hat Qualtinger mit Nestroy verglichen, ich vergleiche ihn mit Bert Brecht. Das Böse, oder besser gesagt das Bösartige und die Bösartigen hatten in Qualtingers Werken durchaus Name und Adresse. Als die Gemeinten mit den wohlklingenden Namen Ende der fünfziger Jahre seine Garderobe betraten, um ihn mit jener österreichischen Liebe zu umarmen, welche Zuwendung vorgibt und Erstickung will, verließ er das Kabarett. Je öffentlicher er wurde, desto umfassender kam dieser tödliche Mechanismus in Gang. Eine ganze Nation verlieh ihm – ungefragt – die kumpelhafte Bezeichnung »Quasi«, weil sie nicht hören wollte was er sagte sondern nur »wie« er es sagte. Sie lieben seine Erscheinung, sie verniedlichten seine Person, um den erschreckenden Inhalten seiner Sätze zu entkommen. Wenn ich mit ihm herumzog und ihn diese ungebetene Liebe buchstäblich umfing, und er nicht aufhörte zu saufen und sich selbst zu zerstören, hatte ich manchmal das Gefühl, er wollte das Objekt dieser Umarmung, seine Erscheinung, seinen Körper vernichten, um ihr endlich zu entgehen.

Es wurde immer wieder gesagt, Helmut Qualtinger verkörpere das Österreichische, ja er sei die Inkarnation des Österreichischen schlechthin. Auch dieses Urteil bedeutet eine Immunisierung, eine Erstickung. Helmut Qualtinger hat österreichischen Figuren seinen Körper seine Stimme, sein Gesicht »geliehen«, aber sein Geist war von ganz und gar unösterreichischer Art. Er war unfähig zu vergessen, unfähig zu verdrängen. Wer ihn näher kannte, weiß, wie sehr sein Kopf ein einziges Lexikon war: angefüllt seit Jahrzehnten mit all der Niedertracht und den Niederträchtigen dieses Landes, abrufbar in verzweifelten Tages- und Nachtstunden.

In den Kommentaren zu Qualtingers Tod steht immer wieder: »Er wird uns unvergeßlich bleiben«. Das ist ein Satz wie ein Grab, in dem schon mehr verschwunden ist als ein Mensch. Was soll uns unvergeßlich, also lebendig bleiben? Jenes lieb gewordene Bild vom »Quasi«, an dem sich nun jeder bis zur absoluten Beliebigkeit bedienen kann, ader die Sätze des Schriftstellers Helmut Qualtinger, die treffen, ja verletzen wollen?

Helmut Qualtinger ist tot und das ist mehr als traurig. Wenn wir den Schriftsteller Helmut Qualtinger wirklich leben lassen wollen, dann müssen wir endlich auf- und annehmen, wovon dieser Schriftsteller redet: das ganze Ausmaß jener politischen und menschlichen Schweinerei, die unter uns lebt und vielleicht auch in uns lebt. Ich wünsche Ihnen und mir die Bereitschaft dazu.

Citroën und Peugeot

Zu einer Zeit, da man in der Bundesrepublik die dokumentarischen Filmarbeiten des Franzosen Raymond Depardon gerade erst beginnt zu entdecken hat der sich aus sicher nicht schwer zu erratenden Gründen auf ein ganz anderes Terrain mit seinem Filmhandwerk begeben: Im Auftrage einer großen französischen Werbeagentur drehte er einige Werbespots für den französischen Automobilhersteller Citroën für einen Preis, der natürlich nicht genannt wird. Besonderheit: Citroën, Agentur und Depardon schafften es, den neuen AX von Citroën, der als Nachfolger der Ente auf den Markt kommt, auf die Chinesische Mauer zu hieven und hier die eine oder andere leckere Einstellung zu drehen, die die Welt bislang noch nicht gesehen hat. So ganz sicher waren sich die Werbeheinis allerdings nicht, daß die Nummer auf der Mauer auch gelingen könnte: Für den Fall aller Fälle hatte man auf einer großen Wiese in einem Pariser Vorort ein Modell der Chinesischen Mauer im Maßstab 1:20 errichtet.

Depardon ist nicht der einzige Filmemacher, der in diesem Herbst auf den französischen Fernsehschirmen mit kleinen Werbefilmchen, die allerdings das große Geld bringen, zu sehen ist. Auch Roman Polanski über dessen »Piraten« die Meinungen reichlich auseinandergehen, hat sich einkaufen lassen: Er drehte die Spots für den neuen Peugeot 309 Diesel. Kritiker meinen, den Spots wie dem Wagen sei gemeinsam, daß sie vor allem viel Rauch machen und ganz gewaltig stinken.

PLEMPLEM UND GAGA

Wer hierzulande als leicht bescheuert gilt, den nennt man »plemplem«. Vergleichbare Personen in Frankreich sind ein bißchen »gaga«. Als Sogo Ishiis Film, der hier unter dem monströsen Titel »Die Familie mit dem umgekehrten Düsenantrieb« lief, einen französischen Verleih gefunden hatte, sollte der Film über eine Tokyoter Familie, die ein bißchen plemplem ist, unter dem Titel »Tokyo-Gaga« in die Kinos gebracht werden. Doch umsichtig wie Franzosen sind, erinnerten sich die Verleiher, daß es einen Film ähnlichen Titels schon gibt: »Tokyo-Ga«. Der stammt von unserem Wim Wenders, und bedeutet »Bild von Tokyo«. Wenders hatte natürlich etwas gegen die Verwandschaft der Titel, legte Einspruch ein und in der Zeit nach Lang, da dem US-amerikanischen Kultur- und Sprachimperialismus in Frankreich wieder eher und leichter gehuldigt wird, entschied sich der Verleih schließlich für den schönen französischen Titel »Crazy Family«. Nun kann Wim Wenders zufrieden sein. Seinen Film konnte man hier allerdings bislang kaum sehen. Dafür gibt es ein kleines, aber pikfeines Buch über den Film Wim Wenders: »Tokyo-Ga« Ein Reisetagebuch, Galrev Verlag, Berlin-West, unpaginiert,

zahlreiche Abbildungen, 22 DM). 1984 war Wim Wenders in Tokyo um die Spuren des japanischen Filmemachers Ozu zu suchen, ohne den der japanische Film nicht wäre was er ist, ohne den auch der europäische Italo-Western nie geworden wäre, was er war. Wenders suchte den Schauspieler Chishu Ryu auf, der in Ozus Filmen die alten Väter gespielt hatte, sprach mit dem Kameramann Yuhoru Atsuta der sich für den großen Deutschen extra noch einmal auf den Boden legte, um die extrem niedrige Kameraposition zu dokumentieren mit der Ozu gearbeitet hatte und die für seine Filme mindestens ebenso charakteristisch ist wie für den Italo-Western als Stil. Das schmucke Bändchen, gleich dreisprachig, ist praktisch noch dazu: Die Fotos lassen sich auf dem Album herausnehmen und so als Postkarten verschicken oder als nette kleine Illustration an die Wand nageln. So kommt das eine zum andern.

NOCH EIN STÜCK DURAS

Schon wieder ein Stückchen Duras. Diesmal bei Stroemfeld/Roter Stern: Marguerite Duras/Xavière Gauthier »Gespräche«, 176 Seiten dick, 32 Mark teuer ader auch nur recht und billig für die Übersetzung einer Originalausgabe, die schon 1974 unter dem Titel »Les Parleuses« bei der Edition de Minuit in Paris erschienen war, nachdem die Gespräche im Frühjahr 1973 für »Le Monde« im Rahmen eines Dossiers über weibliches Schreiben konzipiert, im Sommer des gleichen Jahres erst von der Redaktion angenommen und dann doch verworfen worden waren. Aus dem kleinen Gespräch, das in der Zeitung erscheinen sollte, wurde dann noch ein reichlich verlängertes. Worüber sie sprechen, die Wissenschaftlerin aus dem feministischen Umfeld und die Schriftstellerin, die sich immer geweigert hat, von den Frauen als feministische Vorzeigepersonen ausgenutzt zu werden? Über alles. Bis hin zu »India Song«, der im Sommer 1974 gedreht worden war. Und zwischendurch, wenn sie gerade keine Aufzeichnungen machten, »kochten wir Marmelade ein«. Ob sie mehr Marmelade hätten kochen sollen? Gewiß nicht.

MÄNNER

»Männer, die ins Auge gehen«, so der Titel, stehen im Zentrum der neuesten Ausgabe (Heft 40) der Zeitschrift »Frauen und Film« die nur zweimal jährlich im Verlag Stroemfeld/Roter Stern erscheint. Thema sind nicht die Männer aus »Männer«, jenem postfeministischen Erfolgsschinken, in dem die Verhältnisse wieder ihren ursprünglichen, d.h. letztlich eben doch partriarchalen Zustand erreicht haben, sondern die »Schlüssellöcher weiblicher Schaulust«. Also: Ist was dran am männlichen Pin-up und, falls ja, was? Warum sind die Männerrollen in den Filmen der Trotta, Stöckl, Sanders so »glücklos, hohl und peinlich«? Welche Botschaft transportieren die neuen Muskelmänner im Kino? Und schließlich, ohne Zweifel eine schwer zu lesende, aber höchst pingelige und deshalb besonders spannende Analyse von Peter Greenaways »Der Kontrakt des Zeichners«. Dazu Festivalberichte (Westberlin, Oberhausen) Literatur (Balazs, Lesbische Frauen). Lohnenswert.

Der Tod dankt ab

So der Titel einer im Konzentrationslager Theresienstadt entstandenen Oper des Schönberger-Schülers Victor Ullmann. Er und sein Librettist Peter Kien schrieben die Oper in Theresienstadt, ehe sie beide nach Auschwitz transportiert und dort 1944 ermordet wurden. Nun will der Regisseur George Tabori, der 1987 die Leitung des Schauspielhauses in Wien übernimmt, diese Oper für die Spielzeit 1987/88 inszenieren.

GUN CLUB

Zumindest die Literatur-Connaisseure unter den KONKRET-Lesern werden aufhorchen, wenn von »Sex Beat« die Rede ist, denn schließlich handelt es sich dabei um das vor einem Jahr veröffentlichte Buchdebüt eines Autors, der auch des öfteren für KONKRET in Aktion tritt. Inspiration für den Buchtitel »Sex Beat« war der gleichnamige Song der Gruppe »Gun Club«, der 1981 auf deren erster LP »Fire of Love« erschien. Nach drei Studio-LPs löste sich die Band aber auf damit »Gun Club« – Chef Jeffrey Lee Pierce seinen Solo-Ambitionen nachgehen konnte. Da Jeffreys Label Statik-Records, und er zusammen mit seinem alten »Gun Club«Kumpanen Kid Congo Powers zu der Erkenntnis kam, daß wieder einmal die Zeit gekommen sei, mit der Band auf Tour zu gehen, werden der Fan-Gemeinde in der BRD wenige Tage vor Nikolaus ein halbes Dutzend Gigs beschert.

Bisher gehörte der furiose, schmutzige »Gun Club«-Rock, immer zu den Live-Ereignissen der Saison (mindestens), und daß sich daran diesmal etwas ändert glaubt eigentlich niemand. Viel eher bewegt die Frage, ob die Band – neben Kid Congo und Jeffrey noch dessen japanischen Freundin Hiromi Otami am Bass und Nick Sanderson am Schlagzeug – auch

diesmal »Sex Beat« spielen wird oder nicht, denn neues Material ist en masse vorhanden. Die Gruppe spielt am 25.11. in der Münchner Theaterfabrik, am 26.11. in der Frankfurter Batschkapp, am 27.11. im Tor 3 in Düsseldorf, am 28.11. im Bielefelder PC 65 und am 29.11. in Knopfs Music Hall auf der sündigsten Meile der Welt. Hier bestreiten »Cpt. Kirk &« die während der Tour im Vorprogramm zu hören sind, ihr Heimspiel. Am 30.11. endet die Tour dann im Westberliner Metropol.

Konkret 11/86, S. 56

Bücher

Manche Gedichte sind wie Gewehrschüsse oder Granaten. / Sie sind für eine sofortige Explosion bestimmt. / Und damit hat sich's dann. / Um unter den Gesäßen, den selbstzufriedenen Gesäßen / zu explodieren und sie in Stücke und in alte Winde zu zerblasen Und das ist ihr Ende. / weil es Granatgedichte sind. Solche gibt es, ja. / Jeder schreibt diese Art von Gattung. / Für eine Situation bestimmt/ und haben daher einen Sinn. / Einem Publikum muß etwas Bestimmtes / sehr, sehr rasch gesagt werden.... / Und du schreibst Granaten / zündest sie schnell / und vergißt das Ganze... / Aber - es gibt anderes, das man schreibt, einfach deshalb/ weil die Gedanken sich im Laufe der Zeit im Kopf angestaut haben / und man nun Zeit und Muße besitzt, / sich setzen kann und einfach niederschreibt, / einfach die Wand vor dir / deine Schreibmaschine / und weiss Gott was... / ohne Adresse, ohne Verleger / im Moment, da du zu schreiben beginnst, / kümmert es dich einen Dreck, ob... / ja ob du 24 Absagen von Verlegern kriegen wirst / und ob dein Werk je das Licht der Welt erblickt / alles ist egal.

Verse des Nigerianers Wole Soyinka, dem das schwedische Literaturnobelpreiskomitee zum Verdruß westdeutscher Verlage in diesem Jahr den Nobelpreis zuerkannte. Denn als der Stockholmer Spruch bekannt wurde, da gab es, wieder einmal, auf dem westdeutschen Büchermarkt, nicht eine einzige Zeile des so Ausgezeichneten zu lesen. Nicht daß man hierzulande etwas gegen Neger aus Afrika hatte, aber statt des großen Unbekannten, dessen Namen die Nachrichtensprecher im Fernsehen kaum über die Lippen brachten, wäre natürlich der »schwarze Orpheus«, der gerade 80 Jahre alt gewordene Leopold Senghor dem hiesigen Buchmarkt viel besser zupaß gekommen. Das hatte – ruckzuck - die Lager mit den Senghor-Beständen schnell geleert. Stattdessen nun Wole Soyinka, für den die Négritude überhaupt kein Thema mehr ist, weil er sie für eine überholte Form schwarzafrikanischer Dichtung ansieht. Der Preis an Wole Soyinka gilt allen Schriftstellern und Dichtern Afrikas, die sich mit der eigenen Geschichte in der mutmaßlichen Unabhängigkeit auseinandersetzen, mit den Machenschaften der Politiker wie mit den Ausbeutereien der schwarzen Wirtschaftsbosse. Diese Dichter können die Träume von einer heilen, unabhängigen Welt der Schwarzen nur noch als Alpträume empfinden.

Zusammen mit den heute in Afrika wichtigsten Schriftstellern wie Sony Labeu aus dem Kongo, wie Meia Mwangi aus Kenia oder Dambudzo Marechera aus Zimbabwe setzt sich auch der 52jährige Wole Soyinka in seinem Werk kritisch mit den Vertretern der Macht auseinander, nicht allein als Ankläger, sondern auch als Tröster, Begleiter und Vermittler, gar Dolmetscher auf dem Wege in eine andere gesellschaftliche Wirklichkeit, die sich aus der Alltäglichkeit erst noch zu entwickeln hat. Wole Soyinka sagt von sich selbst, daß er stets ein Bein in der Politik und das andere im Knast habe. Er hat viel mit seinem Landsmann, dem Musiker Fela Anikulapo Kuti (siehe KONKRET 9186), gemein. Beide provozieren und gelten als enfants terribles, beide sind Schauspieler, die über das jeweilige Spektakel hinaus nie die Verbindung zur Wirklichkeit verlieren, beide haben Clownhaftes, sind voller Bauernschläue und beide sind im Volke verankert und beliebt. Diese Popularität bezieht Wole Soyinka aus der Art, sein Theater der Öffentlichkeit zu präsentieren. Er geht mit seinen Stocken zum Volk hinaus auf die Straße, auf den Markt, auf das Land. Er verabscheut die Staatstheater. In seinen Stücken, Texten und Gedichten findet sich lebendiger Alltag gestaltet, gewöhnlich, farbenfroh und facettenreich, voller Schabernack, Ironie und mit jener Bösartigkeit, die erst als poetisch gebrochene auch ertragbar wird.

Immer wieder wurde Wole Soyinka gefragt, wo er politisch stehe. Seine Antwort ist eindeutig: »Ihr Europäer erwartet einen Standpunkt: entweder auf der rechten oder der linken Seite. Meiner ist ganzheitlich. Meiner lebt vom Glauben an die Macht der Verwandlung im Spiel und im Theater. Unser Alltag ist ein Spektakel. Dennoch betone ich eins: Ich bin stets auf der Seite der Kleinen und Ohnmächtigen, der Alltagsmenschen. Diese Kleinen sind nicht links oder rechts, sondern überall. Daher bin ich gegen Militär, Polizei- und Sicherheits- oder Geheimdienste. Das Volk braucht diese 'Dienste' nicht, auch wenn diese Kräfte es ihm vorgaukeln. Diese verteidigen und vermauern doch nur sich selbst, schützen ihre Macht und ihren Reichtum. Und dafür soll der Kleine, der ja nichts zu verlieren hat, bezahlen? Gegen diese Kräfte wendet sich mein Theater, meine Dichtung und mein Schreiben.«

Ein Beispiel seines Schreibens, daß es auch und vielleicht gar vorrangig verstanden hat, der eurozentrischen Ignoranz - wo immer es geht - eins auszuwischen. Deshalb noch ein Stück von Wole Soyinka:

TELEFONGESPRÄCH

Der Preis schien vernünftig, Lage / in Ordnung. Die Wirtin versicherte, / Sie lebe nicht im Haus. Alles war klar, / Nur noch ein Geständnis. »Madame«, warnte ich, / » Ich hasse vergebliche Reisen - ich bin Afrikaner.« / Stille. Lautlose Signale von / Anstand in Bedrängnis. Stimme, als sie kam, / Lippenstiftbeschichtet, gepreßt *durch lange,* / Goldene Zigarettenspitze. *Ich* war ertappt, in der Falle / »WIE *DUNKEL?« ... Ich* hatte recht gehört... / »SIND *SIE HELL / ODER SEHR DUNKEL?« Knopf* B, Knopf A. Mief / Von *schlechtem Atem* in öffentlichen Fernsprechzellen. / Rote Zelle. Roter Briefkasten, Roter doppelstöckiger / Omnibus, Teer zerquetschend. Es war die *Wirklichkeit! Beschämt* / Durch unhöfliches Schweigen, die

Waffen gestreckt, / Die Sprache verschlagen, um Erläuterung *bittend./ Rücksichtsvoll war* sie, variierte den Tonfall - / »SIND SIE DUNKEL? ODER *SEHR HELL?« / Die* Eingebung kam. / »Sie meinen - wie *dunkle oder* Milchschokolade?« / Ihr Ja war steril, vernichtend *durch / Unbeschwerte Sachlichkeit.* Schnell, die Wellenlänge angepaßt, / Ich wählte. »Westafrikanische Sepia« - und fügte bei / »Steht in meinem Pass.« Stille für *spektroskopischen / Höhen*flug der Phantasie, bis nah am Hörer aufrichtig / Die Stimme *scherbelte »WAS* IST *DAS?«,* gestehend / »ICH WEIß NICHT, WAS *DAS* IST.« - »Wie brünnett.« / »DAS *IST DUNKEL, NICHT* WAHR**?« -** *»Nicht ganz*. / Im Gesicht bin ich brünett, aber, Madame, Sie sollten / Den Rest von mir sehen. Handflächen, Fußsohlen / Sind wasserstoffblond. Reibung hat - wie dumm, Madame - / Vom vielen Sitzen meinen Hintern *rabenschwarz gemacht-/* Noch einen Augenblick, *Madame!« Fühlend, / Wie* ihr Hörer bebte unter dem Donnerschlag / An meinen Ohren - »Madame«, plädierte ich,« möchten Sie nicht/ Lieber selbst nachsehen?«

Die hier veröffentlichten Verse Wole Soyinkas sind zwei Banden entnommen, die **Al Imfeld** im Zürcher Unionsverlag herausgegeben hat: **»Verlernen, was mich stumm macht - Lesebuch zur afrikanischen Kultur«** (erschienen 1980) und **»Vision und Waffe - Afrikanische Autoren, Themen, Traditionen«** (1981).

Konkret 11/86, S. 60

Pieter Bakker Schut

Der Tod von Ulrike Meinhof

Die Gründer der RAF haben Selbstmord begangen. Diese Version ist bundeskriminal-amtlich und sie hat sich durchgesetzt. Aber sie ist höchstwahrscheinlich falsch. Der Vorwurf Mord ist auch 10 Jahre danach nicht entkräftet. Der holländische Jurist Pieter Bakker Schut hat das Strafverfahren gegen Baader, Meinhof, Ensslin, Raspe und Meins von deren Verhaftung Mitte 1972 bis zu den Toden von Stammheim erneut analysiert und dabei bislang nicht zugängliche Quellen benutzt. KONKRET druckt ein Kapitel aus seinem Buch, das auch ein Anti-Aust-Buch ist.

Meinhof, Ulrike, Journalistin, *Oldenburg 7. 10. 1934, t (Selbstmord) Stuttgart-Stammheim 9. 5. 1976, war 1960 - 64 Chefredakteurin der Ztschr. »Konkret«, baute mit A. Baader u. a. eine terrorist. Organisation auf « Baader-Meinhof). 1972 wurde sie verhaftet und 1975 mit anderen angeklagt. Im Verlauf des Prozesses nahm sie sich im Gefängnis (Stuttgart-Stammheim) das Leben.

Der Neue Brockhaus, F.A. Brockhaus, Wiesbaden 1979

Am Sonntag, 9. Mai 1976, wurde Ulrike Meinhof in den frühen Morgenstunden tot in ihrer Zelle gefunden. Sie hing in einer Schlinge aus Handtuchstreifen, die am Fenstergitter befestigt war. Schon knapp zwei Stunden später wurde offiziell bekannt gegeben, Meinhof habe Selbstmord durch Erhängen begangen. Bundesanwalt Kaul glaubte auch bereits den Grund zu kennen: »Spannungen innerhalb der Gruppe«; einigen von Meinhof hinterlassenen Briefen sei das eindeutig zu entnehmen. Die Obduktion hatte zu diesem Zeitpunkt noch nicht begonnen.

Am selben Tag hielten die Rechtsanwälte Croissant, Schily, Heldmann, Oberwinder, Ströbele und Prof. Azzola, drei ausländische Rechtsanwälte, der westdeutsche Arzt Stöwsand und die Schwester von Ulrike Meinhof, Wienke Zitzlaff, in Stuttgart eine Pressekonferenz ab, auf der die offizielle Selbstmordthese bezweifelt wurde. Die Rechtsanwälte teilten mit, daß man ihnen, insbesondere Croissant als dem Testamentsvollstrecker Meinhofs und der Schwester Wienke Zitzlaff eine Teilnahme an der Obduktion verweigert hatte. Sie durften die Leiche überhaupt nicht sehen. Auch die Zelle durften sie nicht besichtigen.

Die ersten von den Behörden bekanntgegebenen Fakten über die Auffindung der Leiche ergaben fünf verschiedene Versionen, die einander ausschlossen. Das von der Bundesanwaltschaft (BAW) angeführte Motiv »Spannungen in der Gruppe« werteten die Anwälte aufgrund eigener Kenntnisse als Propagandalüge. Der italienische Anwalt Giovanni Capelli, der Meinhof noch zwei Tage zuvor besucht hatte, berichtete, sie habe keinen lebensmüden Eindruck gemacht, vielmehr habe sie ihm mit Vehemenz und Überzeugung die politischen Vorstellungen der Gruppe erläutert. Der Bericht, den Meinhof für die anderen Gefangenen über dieses Gespräch geschrieben hatte, das letzte von ihr gefundene Schriftstück, konnte nur als Bestätigung von Capellis Eindruck gesehen werden.

Am nächsten Tag hielten der Justizminister und die Staatsanwaltschaft des Landes Baden-Württemberg eine Pressekonferenz ab. Sie teilten mit, daß die Obduktion gemäß den geltenden Vorschriften durchgeführt worden war, daß die Anwesenheit dritter Personen dabei nicht gestattet sei, weiter, daß nicht mehr zu rekonstruieren sei, an welchem der vielen in der Zelle gefundenen Papiere Meinhof zuletzt gearbeitet habe (sie habe noch bis 22 Uhr getippt), daß es am Tage zuvor keine besonderen Vorkommnisse gegeben habe, und daß ihnen von Spannungen in der Gruppe nichts bekannt sei. Aber selbst dann, »wenn Spannungen da waren und so weit sie da waren, waren sie ja sicher schon ältere und länger zurückliegender Natur und haben ja bisher auch nicht zu der Reaktion geführt, mit der wir uns heute beschäftigen.«

Am Dienstag, 11. Mai, ging die Hauptverhandlung weiter. Raspe gab eine kurze Erklärung ab.

HINRICHTUNG

»Wir glauben, daß Ulrike hingerichtet worden ist, wir wissen nicht, wie, aber wir wissen, von wem, und wir können das Kalkül der Methode bestimmen.

Hätte Ulrike sich entschlossen zu sterben, weil sie als letzte Möglichkeit sah, sich – revolutionäre Identität – gegen die langsame Zerstörung des Willens in der Agonie der Isolation zu behaupten – hätte sie es uns gesagt. Auf jeden Fall Andreas: so war die Beziehung...

Jetzt »Spannungen«, »Entfremdung« zwischen Ulrike und Andreas, zwischen Ulrike und uns zu behaupten, um mit dieser primitiven und dunklen Infamie das Projekt der Hinrichtung Ulrikes der psychologischen Kriegsführung verfügbar zu machen: das ist Buback.«

Ensslin verlas vor Gericht einen Bericht, den sie geschrieben hatte, nachdem allen Mitangeklagten mitgeteilt worden war, daß Meinhof tot sei. Die vier Angeklagten hätten am Samstagnachmittag noch wie gewöhnlich Umschluß gehabt, über Texte von Gramsci und Lenin diskutiert und – was vom Anstaltspersonal auch bestätigt wurde – wie üblich gelacht,

berichtete Ensslin. Anschließend hätten sie noch abgesprochen, was für Montag vorzubereiten war und daß am Sonntag ein von Meinhof zu schreibendes Papier diskutiert werden sollte. Noch gegen 22 Uhr habe sie sich mit Meinhof durchs Zellenfenster darüber unterhalten, daß den Geräuschen nach zu schließen ein Hubschrauber gelandet sein müsse, was seit Monaten nicht mehr vorgekommen war. Nachts sei sie dann noch einmal von Musik aus Meinhofs Zelle geweckt worden, was schon häufiger geschehen sei.

Die meisten westdeutschen Zeitungen erschienen in jenen Tagen wegen eines Druckerstreiks nicht; die Öffentlichkeit war also auf Informationen aus Radio und Fernsehen angewiesen. Als die Zeitungen wieder normal erschienen, stellte sich heraus, daß BAW oder BKA der Presse eine Reihe von Fragmenten aus undatierten Briefen von Meinhof und Ensslin zugespielt hatte, denen entnommen werden konnte, daß es zwischen beiden erhebliche Spannungen gegeben hatte. Diese Ausschnitte wurden mit den entsprechenden Kommentaren in allen großen Zeitungen und später auch in der Illustrierten »Stern« wiedergegeben. Eventuelle Zweifel an der offiziellen Selbstmordthese wurden damit in den Bereich des Absurden gerückt. Die Verteidiger versuchten, dieser Diffamierung zu begegnen, indem sie der Presse die Briefe, aus denen die Fragmente stammten, komplett fotokopiert zur Verfügung stellten und indem sie darauf hinwiesen, daß die Fragmente aus einer über Jahre hinweg auf einige tausend Blatt angewachsenen Korrespondenz stammte und keinesfalls jüngeren Datums waren bzw. aus dem Nachlaß stammten, wie die BAW behauptet hatte. Späteren Briefen sei eindeutig zu entnehmen, daß Meinhof und Ensslin die früher tatsächlich vorhandenen persönlichen Spannungen auf die damals noch nicht erkannten Auswirkungen der Isolationshaft zurückführten.

Es ist von politischem und geschichtlichem Interesse, ob eine politische Gefangene sich selbst tötet oder ob sie ermordet wird, selbst wenn eine Selbsttötung angesichts vernichtender Haftbedingungen ebenso ein staatliches Verbrechen wäre wie ein gedungener Mord. Auch aus diesen Überlegungen entschloß sich das Internationale Komitee für die Verteidigung politischer Gefangener in Westeuropa (IVK), in dem ich die niederländische Sektion vertrat, im August 1976 zur Bildung einer internationalen Untersuchungskommission aufzurufen. Unter Aufsicht dieser Kommission, der 14 prominente westeuropäische Persönlichkeiten angehörten, wurden zwei Jahre lang teils überaus mühsame Nachforschungen betrieben. Die westdeutschen Behörden waren nicht zur Mitarbeit bereit, sie behinderten dafür die Arbeit der Kommission. Dennoch machte die Kommission zahlreiche beunruhigende Entdeckungen. Eine dieser Entdeckungen wurde erstmals in einer Pressemitteilung am 7.5.77 anläßlich des ersten Todestages von Ulrike Meinhof publiziert:

STRANGWERKZEUG

»Die Obduktionsgutachten weisen aus, daß den Obduzenten ein bereits verfälschtes Strangwerkzeug vorgelegt worden ist. Bei der Erstbesichtigung der Leiche hing diese in einer Schlaufe von ca . 80 cm Länge, die einen Kreisdurchmesser von ca. 26 cm aufwies. Dem Obduzenten wurde aber eine Schlaufe von nur 51 cm vorgelegt. In einer Schlaufe dieser Länge ist ein Erhängungsvorgang vorstellbar. Sie schließt sich eng um den Hals, der Kopf kann aus ihr nicht herausfallen. Tatsächlich aber – die vorgelegten Photografien und die Maßangaben bei der Entbesichtigung bestätigen dies – war die Schlaufe so groß, daß bei eintretender Bewußtlosigkeit der Kopf durch das Körpergewicht aus der Schlaufe herausfallen mußte. Dieses Problem konnte vom Gutachter durch die Kürzung des vorgelegten Strangwerkzeuges nicht erkannt werden. Deshalb wurde eine völlig willkürliche Darstellung bei den Einzelheiten über den angeblichen Selbstmord gegeben.«

Dieser weit verbreitete Pressebericht wurde von den westdeutschen Medien vollständig ignoriert, und auch die übrigen westeuropäischen Medien widmeten ihm so gut wie keine Aufmerksamkeit.

Dasselbe Schicksal war dem erst im Januar 1979 im französischen Verlag Maspero herausgegebenen Abschlußbericht beschieden.

GEHEIMZUGANG

»Die Behauptung der staatlichen Behörden, Ulrike Meinhof habe sich durch Erhängen selbst getötet, ist nicht bewiesen, und die Ergebnisse der Untersuchungen der Kommission legen den Schluß nahe, daß sich Ulrike Meinhof nicht selber erhängen konnte.

Die Ergebnisse der Untersuchungen legen vielmehr den Schluß nahe daß Ulrike Meinhof tot war, als man sie aufhängte, und daß es beunruhigende Indizien gab, die auf das Eingreifen eines Dritten im Zusammenhang mit diesem Tode hinwiesen.

Die Kommission kann keine sichere Aussage über die Todesumstände von Ulrike Meinhof machen. Trotzdem ist jeder Verdocht gerechtfertigt angesichts der Tatsache, daß die Geheimdienste – neben dem Gefängnispersonal – Zugang hatten zu den Zellen des 7. Stocks und zwar durch einen getrennten und geheimen Eingang«.

Auch englische Ärzte kamen aufgrund ihrer Analyse der Obduktionsgutachten zu der Schlußfolgerung, daß Ulrike Meinhof nicht durch Selbsterhängung zu Tode gekommen sein konnte; die festgestellten Widersprüche seien jedoch erklärbar, wenn

man von Fremdeinwirkung, wahrscheinlich Tod durch Erwürgen, ausgehe:

OBDUKTION

»Die behördliche Obduktion erwähnt in dem Bericht, daß Ulrike Meinhofs Leichnam mit der linken Ferse immer noch auf dem Stuhl ruhend gefunden wurde, auf den sie angeblich gestiegen war, um sich zu erhängen. Mit anderen Worten, ein 'Fallen' des Körpers aus nennenswerter Höhe hat nicht stattgefunden. Wenn dies Selbstmord war, dann hätte die Todesort mit höchster Wahrscheinlichkeit Tod durch Asphyxie, durch Erstickung, sein müssen, und nicht die häufigere Ausrenkung des Rückgrats im Bereich der oberen Halswirbel, wie sie beim gerichtlichen Tod durch den Strang erfolgt. (Tatsächlich waren die Halswirbel nicht gewaltsam verschoben – Anm. d. Übers.) Eines der wichtigsten Kennzeichen der Strangulationsasphyxie ist die Verhinderung des Rückfließens von Blut aus dem Kopf.

Das Merkmal einer solchen Verhinderung ist das Vorhandensein von Blutungen in den Augenbindehäuten. Beide Obduktionsbefunde erwähnen, daß keine solchen Blutungen gefunden wurden.

Noch auch war in den Befunden das Vorquellen der Augen oder der Zunge oder Cyanose (blaue Verfärbung) des Gesichtzustandes zu finden, wie sie beim Erstickungstod allgemein zu sehen sind.

Obwohl das Zungenbein an der Zungenwurzel gebrochen war fand sich keine Quetschung am Hals im Bereich der Einschnürung, die der 'Handtuchstrick' gemocht hatte, mit dem sich die Gefangene angeblich erhängt haben soll. Diese negativen Befunde sind, um das allermindeste zu sagen, ungewöhnlich für einen Tod durch Asphyxie. Hingegen passen sie ins Bild des Todes durch Behinderung des Vagus, d. h. Tod durch Druck auf die Carotis (Halsschlagader), der als Reflex zum Stillstand des Herzens führen kann«.

Auch der österreichische Professor für Pathologie und Anatomie, Prof. Dr. Jarosch, Direktor des Gerichtslaboratoriums in Linz, kam zu der Schlußfolgerung, daß es aufgrund des Obduktionsgutachtens nicht gerechtfertigt war, davon auszugehen, daß Meinhof vor der Aufhängung noch lebte. Gleichzeitig schloß er einen Tod durch Ersticken mit Sicherheit aus. Sein Sekundärgutachten wies eindeutig in Richtung Tod durch Erwürgen.

Der westdeutsche Neurologe und Psychiater Dr. H. J. Meyer kam nach dem Studium des gesamten zur Verfügung stehenden Untersuchungsmaterials unter allen der Kommission vorgelegten Gutachten zu der eindeutigsten Schlußfolgerung: Zum Zeitpunkt der Aufhängung lebte Meinhof schon nicht mehr.

AUFHÄNGUNG

»Eingangs wurde bereits darauf hingewiesen, daß die Erhängungssituation dadurch falsch dargestellt worden ist, daß man die Schlaufe in der Ulrike Meinhof hing, um 29 cm verkleinert hat. Tatsächlich wurde Ulrike Meinhof in eine Schlaufe gehängt, die einen Umfang von 8û-82 cm hatte und demgemäß einen Kreisdurchmesser von 26 cm. Um sich in ihr zu erhängen, muß man den Kopf nach vorne nehmen und das Kinn auf die Brust führen, weil sonst die Schlinge keinen Halt für den Körper hat. Diese Kopf- und Kinnhaltung kann man jedoch nur so lange beibehalten, als man noch bei Bewußtsein ist. Mit Eintritt der Bewußtlosigkeit aber sind Willkürbewegungen nicht mehr möglich, der Muskeltonus verschwindet in zunehmendem Maße, und die so hängende Person fällt aus der Schlinge heraus, gemäß dem Zug, den der hängende Körper auf den Kopf ausübt. Der Kopf würde nach hinten geneigt, die Schlinge wurde das Kinn und den Kopf ebenfalls nach oben drücken. Damit wäre eine Fixierung der Schlinge am Hals nicht mehr möglich. Die Schlinge würde auch keine Strangulierungsmarke wie die die bei U . M. bestand, hervorrufen können, denn sie liegt um den vorderen Teil des Halses und würde sich über den seitlichen Halsteil frei hinwegspannen, weil sie auseinandergehen muß, denn sie wird nicht um den Hinterkopf herumgeführt. Sie könnte wahrscheinlich noch nicht einmal zur Drosselung der Blutgefäße führen.

Ganz anders liegen die Verhältnisse, wenn die Schlinge nur einen Umfang von 51 cm hat. Dann kann der Kopf nicht mehr durchgesteckt werden und ebenfalls nicht mehr herausfallen. Der Aufhängepunkt liegt dann auch nicht mehr in der Höhe des Hinterkopfes, sondern hinter dem Hals, führt tatsächlich zu einer tiefen Strangmarke auch seitlich am Hals. Dieser Eindruck wurde den Gutachtern auch durch die Verkürzung des Schlaufenumfanges erweckt. Er entspricht aber nicht den tatsächlichen Gegebenheiten.

Die Aufhängung in einer so weiten (80-82 cm) Schlinge ist nach dem oben Ausgeführten nicht nur ein wenig taugliches Mittel zur Erhängung eines Menschen, sondern ist auch nicht geeignet dazu, eine Leiche stundenlang in der Hängelage zu halten, denn sie würde nach den gleichen physikalischen Gesetzen aus der Schlinge herausfallen wie der lebende Mensch, soweit er bewußtlos ist. Eine einigermaßen sichere Aufhängung ist nur dann möglich, wenn man die Totenstarre dazu benutzt den Kopf in eine Haltung zu bringen, durch die die Schlaufe nicht mehr abgesteift werden kann. Diese Erhängung ist einigermaßen stabil, solange die Totenstarre anhält, kann aber in der Zeit der Tonuserschlaffung vor Eintritt der Leichenstarre nicht bestanden haben. Im Fall der U. M. scheinen denen, die sie erhängt haben, auch Zweifel an der

Stabilität der Aufhängung gekommen zu sein. Jedenfalls haben sie die Aufhängung dadurch stabiler gemacht, daß sie den linken Fuß der Leiche auf den vor ihr stehenden Stuhl aufsetzten. Dadurch wurde ein Teil des Körpergewichts abgestützt und die Zugkraft des hängenden Körpers vermindert. Weiterhin wurden die Schultern der Leiche nach vorn genommen, so daß das Gegengewicht gegen die Zugkraft vergrößert wurde. Daß das linke Bein erst im Zustand der Leichenstarre auf den Stuhl gesetzt wurde, erkennt man daran, daß der Fuß in seiner normalen Haltung geblieben ist. Hätte er unmittelbar noch dem Tode bereits so gestanden, dann wäre im Stadium der Tonusaufhebung der Fuß umgeknickt und durch die Leichenstarre in dieser Haltung fixiert worden. Das war aber nicht der Fall.

Was das Erhängungswerkzeug selbst betrifft, erscheint es ganz klar, daß ein Strang von solcher Länge (80 cm für die Schlaufe, ohne den Doppel-Knoten und die beiden freien Enden mitzurechnen die für unsere Darstellung nicht erwähnt zu werden brauchten) nicht aus einem Streifen, der von einem Handtuch von 75 cm Länge abgerissen worden war, ohne eine Naht hergestellt werden konnte. Dies ist ein weiterer Punkt, in dem die offizielle Berichterstattung fragwürdig ist. Und das zerschnittene Handtuch sowie seine Lage über dem Fensterrahmen unmittelbar links von der Leiche hatten ja wohl den Zweck, bei der Auffindung der Leiche den Eindruck des Selbstmordes zu verstärken. Dieser Eindruck würde sofort durch die Kenntnis der Maße des Strangwerkzeuges zerstört.«

Von den vielen im Abschlußbericht der Kommission aufgeführten Widersprüchen und Ungereimtheiten der kriminalistischen Untersuchung werden hier zur Illustration nur drei Beispiele genannt:

TATMITTEI

»Der als Strangwerkzeug dienende Handtuchstreifen war ohne geeignete Hilfsmittel nicht an dem Fenstergitter zu befestigen.

'Das Maschengitter hat Quadrate von 9 mm/9 mm – es ist unmöglich, ohne Hilfsinstrument einen derartigen Streifen durch das Gitter nach außen, um eine Strebe herum und wieder nach innen zu ziehen. Ein dazu geeignetes Instrument, wie Pinzette zum Beispiel, wurde nicht gefunden...

Zum Bericht der Kriminal-Technischen Untersuchungsstelle (KTU) Stuttgart vom 11.5.76 bemerkte Jürgen Saupe: »Zum Strangwerkzeug: Die Kripo findet in der Zelle 719 (in der Ulrike Meinhof starb, Anm. d. Übers.) unter anderem zwei blaukarierte Handtücher. Eines ist 45 mal 75 cm groß und zeigt 'Fremdanhaftung'. Ein zweites – offenbar ohne 'Fremdanhaftung', also sauber – ist 38 mal 75 cm groß. Von seiner 'Breitseite', so die kriminaltechnische Untersuchungsstelle Stuttgart, 'wurde ein Streifen abgeschnitten. Bei dem abgeschnittenen Streifen dürfte es sich mit Sicherheit um das Tatmittel handeln'. Wenn man davon ausgeht, daß die Anstaltshandtücher alle gleich groß sind, so wäre ein 7 cm breiter Streifen von dem zweiten Handtuch abgetrennt worden. Da das Strangwerkzeug aber nur 4 cm breit ist fehlt ein 3 cm breiter Handtuchstreifen. In der Zelle wurde er nicht gefunden. Gefunden wurden in der Zelle von Frau Meinhof als einzige Schneidewerkzeuge eine Schere und ein Besteckmesser. Bei der kriminalistischen Untersuchung konnte an beiden keine Textilfasern nachgewiesen werden .«

Bei der am 10.5.76 stattfindenden Untersuchung von Meinhofs Zelle hatte man in der Schreibtischlampe eine Glühbirne mit Spuren von Fingerabdrücken gefunden und an die kriminaltechnische Untersuchungsstelle des BKA geschickt. Tags zuvor hatte Renate Frede, Assistentin zur Anstellung im Strafvollzugsdienst, bei ihrer ersten Vernehmung durch die Kripo erklärt:

BELEUCHTUNG

»Entsprechend der Anordnung der VZA (Vollzugsanstalt – BS) Stammheim habe ich gestern abend um 22 Uhr die Zelle der Frau Ensslin und der Frau Meinhof geöffnet, um mir wie jeden Tag die Neonröhren und Glühbirnen von den Beleuchtungskörpern geben zu lassen«.

In Meinhofs Zelle hätte also keine Glühbirne sein dürfen. Den Widerspruch, den die Anwälte so bald wie möglich öffentlich bekannt machten, erklärten die staatlichen Behörden mit der Vermutung, Meinhof müsse die Glühbirne versteckt gehalten haben. Fest steht, daß Meinhof – einmal angenommen, sie habe sich selbst erhängt – die Lampe im entscheidenden Augenblick nicht benutzt haben kann, da am Morgen des 9.5.76 kein Licht in ihrer Zelle brannte. Bedeutungsvoller ist jedoch das Ergebnis der daktyloskopischen Untersuchung: Es handele sich zwar um »Fragmentabdrücke, die nicht für Identifikationszwecke geeignet sind«, dennoch sei festzustellen, daß Vergleiche mit Fingerabdrücken von Meinhof »keine Anhaltspunkte für Übereinstimmung« ergeben hätten.

Das letzte Beispiel betrifft die Kleidung der Verstorbenen. Der Journalist Jürgen Saupe berichtet in der linken Monatszeitschrift »KONKRET« im September 1976 unter der Überschrift »Fakten zum Vorwurf Mord«:

BEKLEIDUNG

»Aus den Protokollen der Vernehmungen und Aussagen von Gudrun Ensslin geht hervor, daß Ulrike Meinhof am Abend mit einer verwaschenen Jeanshose und einer roten Bluse bekleidet war. Als man sie erhängt fand, trug sie eine schwarze Cordhose und eine graue langärmelige Baumwollbluse. So bleiben zwei Fragen: 1. Warum zieht sich jemand um, der sich aufhängen will? 2. Warum wurde von Kripo und Staatsanwaltschaft nicht festgestellt, wo die von Ulrike Meinhof am Abend getragenen Kleidungsstücke geblieben sind?«

Nach der Wiedergabe der Sekundäranalysen der medizinischen und kriminalistischen Untersuchungsunterlagen findet sich im Abschlußbericht der Kommission folgendes Zwischenergebnis:

UNGEREIMTHEITEN

»Aus der Zusammenschau der aufgeführten und von uns belegten Widersprüche, Fakten und Indizien sowohl auf der medizinischen wie auf der kriminalistischen Ebene muß Selbstmord als Todesursache ausgeschlossen werden. Selbst ein deutsches Gericht erkannte an, daß die logische Konsequenz aus der Zusammenstellung dieser Fakten, die zu ziehen jeder durchschnittliche Leser fähig wäre, die Erhebung des Mordvorwurfs sein müßte. Es wies mit dieser Begründung den Anspruch auf Gegendarstellung zurück, den Jürgen Saupe gegen die 'Bunte' geltend machen wollte da diese in der Ausgabe vom 4.11.76 behauptet hatte, Jürgen Saupe habe 'noch in der Septembernummer des linksradikalen Magazins 'Konkret' zu beweisen versucht, daß Ulrike Meinhof in ihrer Zelle ermordet worden sei'. Das Gericht ging damit in seinen Schlußfolgerungen weiter als Saupe selbst, der noch eigenem Verständnis in seinem Artikel 'Fakten zum Vorwurf Mord' 'lediglich auf Nachlässigkeiten, Widersprüche und Ungereimtheiten bei den Ermittlungen der Todesursache von Ulrike Meinhof' hinweisen wollte. Das Resultat der dargelegten Untersuchungen ist notwendigerweise die Annahme, daß Ulrike Meinhof aufgrund von Fremdeinwirkung starb. Hiermit wird die Frage zentral, wer in der Nacht vom 8. auf den 9.5.76 Zugang zur Zelle von Ulrike Meinhof gehabt haben könnte: eine Frage, der die Staatsanwaltschaft zu keinem Zeitpunkt ihrer Ermittlungen nachgegangen ist«.

Eine Beantwortung der letzten Frage muß spekulativ bleiben, da es bis heute an eindeutigen Indizien fehlt. Anfänglich wußte man nicht mehr, als daß mehrere zu den Zellentüren der Angeklagten passende Schlüssel im Umlauf waren und daß – einem der beiden in jener Nacht diensttuenden Wachbeamten zufolge – die Tür zwischen dem Dienstraum der Beamten und dem Gang, an dem die Zellen der Angeklagten lagen, nachts normalerweise verschlossen war.

Am 7.3.77 gaben der Justizminister und der Innenminister des Landes Baden Württemberg, Bender und Schieß, auf einer Pressekonferenz öffentlich zu, daß mehrmals seit 1975 im 7. Stock des Stammheimer Gefängnisses Gespräche zwischen Verteidigern und Angeklagten abgehört worden waren. Die nicht weiter beschriebene Abhöranlage war ohne Wissen des Anstaltspersonals von einem Agenten des Bundesnachrichtendienstes (BND) in Zusammenarbeit mit dem Bundesamt für Verfassungsschutz installiert worden. Damit stand fest, daß zumindest die genannten Geheimdienste ungehinderten und unkontrollierten Zugang zum 7. Stock hatten, in dem die Angeklagten untergebracht waren.

Die Angeklagten und ihre Verteidiger brachten diese nun offiziell bestätigten Fakten mit einer direkt neben Meinhofs Zelle liegenden normalerweise unbenutzten Tür in Verbindung, die zu einer Feuertreppe führte, welche wiederum in einem Innenhof des Gefängniskomplexes begann. Bereits unmittelbar nach dem Tod von Ulrike Meinhof hatten die Anwälte vergeblich versucht, das Vorhandensein dieser Tür in der Öffentlichkeit bekannt zu machen.

Der Verdacht ging dahin, daß am Samstagabend ein spezielles Killerkommando mit einem Hubschrauber in der Nähe des Stammheimer Gefängnisses gelandet und dann in der Nacht zum Sonntag unbemerkt über den Innenhof, die Feuertreppe und durch die »normalerweise nicht benutzte« Tür in den 7. Stock und in Meinhofs Zelle gelangt war.

Auch im März 1977, nach dem ministeriellen Eingeständnis des Abhörskandals, sahen sich die Medien nicht veranlaßt, diese Tür in ihren Berichten zu erwähnen, ebensowenig wie im Oktober 1977, als Schily auf einer Pressekonferenz am 19.10.77 nach dem Tod von Baader, Ensslin und Raspe zum drittenmal nachdrücklich auf das Vorhandensein dieser Zugangsmöglichkeit verwies.

Erst am 4.11.77 war in der »Frankfurter Rundschau« zu lesen:

FEUERTREPPE

»Bei einer Ortsbesichtigung des Zellentrakts im 7. Stock der Vollzugsanstalt in dem die Terroristen inhaftiert waren entdeckten die baden-württembergischen Landtagsabgeordneten eine zweite Tür, die direkt vom 'Umschlußraum' wo sich die Gefangenen treffen konnten, in den Gefängnishof führt. Es handelt sich um die Tür zu einer Feuertreppe mit Türen in jedem Stockwerk, die allerdings von innen gor nicht und von außen nur mit einem besonderen Schlüssel geöffnet werden können. Sollte diese Tür zum 7. Stock doch geöffnet werden, so schrillt eine Alarmanlage, die aber – wie eingeräumt wurde – auch abgestellt werden kann. Die Tür zur Feuertreppe, die in den Zellenflur, der auch als 'Umschlußraum' diente,

mündet, konnte nicht vom normalen Wachraum eingesehen werden, in dem sich das Wachpersonal auch während der Nacht zum 18.10. aufhielt. Bisher war immer versichert worden, es gäbe nur einen Zugang zum 7. Stock«.

Gegeben war somit die Konstellation für einen politischen Mord, der sich angesichts der gegen eine Selbsttötung sprechenden konkreten Gründe aufdrängt. Gesucht sind in diesem Fall – zehn Jahre nach der Tat – immer noch die Täter.

DAS BUCH

Pieter Bakker Schut: Stammheim Der Prozeß gegen die Rote Armee Fraktion, Neuer Malik Verlag, 688 Seiten, DM 39,80

Konkret 11/86, S. 64

Otto Köhler

»Einfach zu viele Juden in der Anklage«

Bernard Sinkel hat die Firmengeschichte der IG Farben als Familiengeschichte für das Fernsehen inszeniert. Die Fiktion ist näher an der historischen Realität, als es den Rechtsnachfolgern recht sein kann. Der WDR strahlt den Film unter dem Titel »Väter und Söhne« im November in vier Teilen aus

Was ein Drittel Jahrhundert lang die Realität des Holocaust – der industriell betriebenen Vernichtung von Millionen Juden durch Deutsche – nicht vermocht hatte, das erreichte 1979 die US-Fernseh-Serie »Holocaust«: Die Deutschen zeigten sich betroffen, einige sogar getroffen. Wenige Tage vor der Wiederholung der Serie starb in Marburg der langjährige und vielgeehrte Vorsitzende des »Ausschusses für Bäderwesen und Kurorthygiene im Deutschen Bäderverband« Professor Wilhelm Pfannenstiel. Der Film zeigte den Hygiene-Spezialisten der Universität Marburg, wie er freudig lächelnd durch das Guckloch der Gaskammer schaut, wo durch die Duschköpfe Menschen mit Zyklon B vergast wurden.

Jetzt endlich – sieben Jahre mußten noch einmal vergehen – sind wir bei der Industrie angelangt, die nicht nur am Zyklon B. sondern an jedem Weltkrieg dieses Jahrhunderts verdiente: das Erste Deutsche Fernsehen sendet ab 12. November Bernhard Sinkels vierteilige Fernseh-Serie »Väter und Söhne« über das Imperium der Interessengemeinschaft Farben.

Helmut Kohl hat diese Lektion schnell gelernt. Im »Welt«-Gespräch mit Andreas Hillgruber aus der Viererriege sagt er, ja gewiß zur deutschen Geschichte gehöre »auch Auschwitz und Bergen-Belsen, das Entsetzliche, das dort geschehen ist«. Doch durch die Hintertür schiebt er im unmittelbar darauffolgenden Satz das Entsetzliche schnell wieder hinaus und nennt es »die Rache, die im deutschen Namen« – mutmaßlich also von Fremdvölkern – »in Polen und anderswo geübt wurde«.

Rache? Der Duden definiert es als »Heimzahlen eines Unrechts«. Was hatten denn die deutschen Namen in Auschwitz den jüdischen Frauen, Kindern und Greisen heimzuzahlen? Das Unrecht ihrer frühen Geburt? Helmut Kohl, das sollten wir alle, die wir ihn unterschätzt haben, uns endlich merken, ist nicht aus Fahrlässigkeit dumm, sondern aus Bedacht. Und das ist seine Politik.

Diesem Volk, das so einen frei wählt, ist ein Bewußtsein seiner selbst nur noch mit Hilfe von Fernseh-Serien zu vermitteln. Und wenn da eine Serie, wie die von Sinkel nicht nur professionell so gut gemacht ist, daß Ahnungslose von einem deutschen »Dallas« sprechen, wenn die Serie das hervorholt, was bisher unterm Ladentisch des bundesdeutschen Wirtschaftswunders verborgen blieb, wenn ihre fiktiven Figuren sich strenger an der historischen Realität orientieren als die Wendeprofessoren, die aus der deutschen Geschichte wieder einen UFA-Ausstattungsfilm in der Regie von Veit Harlan machen wollen, dann können wir nur noch hoffen, daß diese Serie nicht zu intelligent ist für ein Volk, wie wir es sind.

Weiß Gott, der Stoff, den Sinkel sich gewählt hat, bietet Fallen und Untiefen gerade für den, der ihn in der Minenlandschaft des öffentlich-rechtlichen Fernsehens präsentieren will. Die ARD, die vor sieben Jahren »Holocaust« schamhaft und feige in den Dritten Kanälen zu verstecken versuchte, präsentiert »Väter und Söhne« zur besten Sendezeit sonntags und mittwochs im Ersten. Das ist mutig bei einem Thema, das die Zusammenhänge zwischen deutscher Industrie und deutschem Faschismus aufzeigt.

Gewiß, Sinkel agitiert nicht. Aber er agitiert auch nicht in jener unauffälligen und erwünschten Form, indem er verharmlost. Da bleibt kein Zweifel, daß es die Firmen der IG waren, die den Ersten Weltkrieg retteten, der am deutschen Munitionsmangel schon 1915 zu verhungern drohte – BASF schuf den Ersatzstoff für den bis dahin zur Munitionsherstellung unentbehrlichen Chilesalpeter. »Der Krieg wäre längst zu Ende, wenn wir uns nicht eingemischt hätten«, sagt Heinrich Beck (der in vielen Zügen für den IG-Mitbegründer Carl Bosch steht), als sein Schwager fallt. Und Sinkel läßt auch keinen Zweifel, daß Hitler ohne die Hilfe der IG den Zweiten Weltkrieg nie hätte beginnen können. Von der Weltölzufuhr abgeschlossen, wären seine Panzer, seine Flugzeuge, seine Militärlastwagen stehengeblieben, hätte die IG nicht herausgefunden, wie man Treibstoff aus Kohle hydriert. Die entscheidende Verabredung zwischen Hitler und der IG aus dem Jahr 1932, über die sich viele Historiker hinwegschwindeln, Sinkel unterschlägt sie nicht und er zeigt auch, wie es dazu kommt.

Sinkel hat dazu die Kunstfigur Sokolowski und eine eindrucksvolle Filmszene erfunden. Sokolowski, ein ausgemergelter, arbeitsloser Chemiker, der auf einem Schild um den Hals (»Schreibe Geschichten für jede Gelegenheit, erledige Korrespondenzen«) seine Arbeitskraft zum Kauf anbietet, löffelt vor einer Notküche seine Suppe in sich hinein. Da hält ein Limousine: im Fond IG-Direktor Körner (– das ist der spätere Vorstandsvorsitzende und NSDAP-Reichstagsabgeordnete Herman Schmitz) im Pelzmantel mit Homburg auf dem Kopf, Körner läßt durch seinen Chauffeur Sokolowski unter den erwartungsvoll auf der Straße herumstehenden Arbeitslosen heraussuchen und befiehlt; »Steigen Sie ein«. Unterwegs zur IG begegnet ihnen ein Lastwagen voller singender und prügelfroher SA-Männer (»Im Arbeitsschweiß die Stirn/den Magen hungerleer... so stehen die Sturmkolonnen/zum Rassenkampf bereit«). Körner zu Sokolowski: »Ihre Kameraden kommen auch ohne Sie zurecht. Es gibt wichtigere Dinge, als sich auf der Straße die Köpfe einzuschlagen.« Körner führt Sokolowski in eine luxuriöse Etagenwohnung, nötigt ihn in die Badewanne, wirft seine schmutzigen abgetragenen Sachen

in den Abfalleimer und kleidet ihn neu ein. Nur das NSDAP-Parteiabzeichen von der alten Jacke auf den neuen Anzug. Sokolowski ist jetzt Leiter des einflußreichen Presse- und Informationsbüro der Interessengemeinschaft Farben.

Das ist Kino, sehr gutes Kino, mit dem Sinkel die Bedeutung der Arbeitslosigkeit für das Emporkommen des Faschismus deutlich machen will. Die historische Realität war nicht unähnlich, aber komplizierter. Leiter der mächtigen IG-Pressestelle war der SA-Standartenführer Heinrich Gattineau. Er kam nicht von der Straße. Am Ende seines Studiums, das er im Corps Bavaria und in der am Hitlerputsch 1923 beteiligen terroristische Vereinigung Bund Oberland verbrachte, schreibt ihm sein Doktorvater Adolf Weber drei Empfehlungsbriefe, die man durchaus als – der Ausdruck läßt sich nicht vermeiden – historische Optionen verstehen muß: Einen Brief an den Oberbürgermeister von Köln, Konrad Adenauer, der später von den Nazis wohlpensioniert seine geschichtliche Chance abwartete. Einen an den Chef der Rheinischen Braunkohle Paul Silverberg, der früh auf die Nazis setzte, dann aber als Jude emigrieren mußte. Und einen an den IG-Aufsichtsratsvorsitzenden Carl Duisberg, der lange Hindenburg anhing und sich erst spät, aber umso erfolgreicher für Hitler entschied.

Gattineau, zunächst persönlicher Referent Duisbergs, dann vom Vorstandsvorsitzenden Bosch als Leiter der neueingerichteten Pressestelle eingesetzt, ermöglichte das historische Bündnis zwischen Hitler und den IG Farben. Sinkel zeichnet korrekt die verzweifelte Situation nach, in der sich die Interessengemeinschaft Farben 1932 befand: Mindestens 300 Millionen hatte die IG in Leuna in die Hydrierung von Benzin aus Kohle investiert. Dahinter stand die Hoffnung, daß die Ölvorräte der Erde zu Ende gingen, so daß das unter erheblichen Kosten erzeugte Kunstbenzin aus Leuna rentabel und profitabel werde. Doch neue Ölquellen führten zusammen mit der Weltwirtschaftskrise zu dnem Preissturz für Benzin. Die Spekulation schien gescheitert, der Interessengemeinschaft stand der Ruin ins Haus. Er konnte nur vermieden werden, wenn es eine Regierung gab, die von Staats wegen einen Mindestabnahmepreis für das Leunabenzin garantierte. Auf der Suche nach einer solchen Regierung begibt sich Sinkels Sokolowski auf eine Reise nach München.

Es ist eine phantastische Kinoszene, wie der Abgesandte der IG dort von Adolf Hitler empfangen wird. Ein Stück Erdbeertorte mit Schlagsahne anknabbernd und beiseiteschiebend, versichert der Führer, daß »wenn wir an die Regierung kommen«, sich die IG »ganz auf unsere politische und finanzielle Unterstützung verlassen« könne. Doch deutsche Realität war stets aufregender als der beste Filmemacher sie gestalten könnte.

Diese wichtige Szene im Film ist zugleich noch ein Angelpunkt der deutschen Geschichte, der freilich von den professionellen Historikern bisher, wenn nicht völlig unterschlagen, so doch in seiner zeitlichen Fixierung verwischt wurde. Denn was damals im Jahr 1932 bei den Verhandlungen zwischen Hitler und der IG wirklich geschafft, das ist zuallererst eine Frage des Datums. Die herrschende, von den Verteidigern in Nürnberg erfolgreich ausgegebene Lesart ist die, das Treffen habe erst im November 1932 stattgefunden.

Schon im Juli 1932 aber hatte der in sich zerstrittene IG-Vorstand beschlossen, die Benzinhydrierung aus Kohle fortzusetzen. Das war zwar ein Beschluß ohne erkennbares Motiv – der Ölpreis hing unten, ein staatlich garantierter Mindestabnahmepreis war nicht in Sicht, die Hydrierwerke von Leuna waren und blieben auf alle absehbare Zeit unrentabel, ja sie mußten zu möglicherweise tödlichen Verlusten führen. Aber nur wenn das Datum so stimmt.

Doch alles sieht ganz anders aus, wenn man die erste und ursprüngliche Quelle über das Treffen zwischen IG und Hitler genau beachtet: eine Festschrift aus dem Jahr 1941 zum 25jährigen Jubiläum von Leuna, die damals nicht an die Öffentlichkeit gelangen durfte, weil sie offenbarte, wie sehr der Führer das tat, was die IG wollte – und die aus eben diesem Grund nach 1945 erst recht möglichst unter Verschluß gehalten wurde. In der Festschrift steht zum Datum des Treffens: »Es war an einem schönen Sommertag im Juni 1932. Der Reichstag war wieder einmal aufgelöst und das deutsche Volk befand sich im Wahlkampf... Der Führer hatte am Abend zuvor in einer Wahlversammlung in München gesprochen...«

Richtig ist: Es herrschte seit der Auflösung des Reichstags am 4. Juni Wahlkampf und Hitler sprach am 24. Juni im Zirkus Krone in München. Sein Treff mit der IG muß also am Samstag, den 25. Juni 1932 stattgefunden haben. Und das bedeutet: erst danach faßte die IG ihren Beschluß, trotz aller gegenwärtigen Verluste, die Benzinhydrierung mit Hoffnung auf eine bessere Zukunft fortzusetzen. Diese Zukunft hieß: Adolf Hitler. Das sagt auch die unterschlagene Festschrift: »Dieses Ergebnis der Unterredung mit dem Führer bedeutete für Leuna damals eine starke Stütze. Jetzt konnte die Hydrierung bedenkenlos durchgehalten werden, auch wenn die untergehenden Mächte der Systemzeit noch im letzten Augenblick eine andere Zollpolitik einschlagen sollten. Die führenden Männer der IG Farbenindustrie faßten nunmehr den entscheidenden Entschluß, den Betrieb in Leuna auch unter Opfern voll aufrechtzuerhalten . «

Sinkel läßt in seinem Film den genauen Termin der Verabredung zwischen Hitler und der IG offen, doch den November 1932 schließt er aus; eine nachfolgende Szene aus dem Jahr 1932 findet im Freibad, also im Sommer statt. Der Verlag aber, in dem das illustrierte Textbuch zum Film erschien (Bernhard Sinkel: »Väter und Söhne«, Athenäum-Verlag, 448 Seiten, 39,80 Mark), nahm sich die Freiheit heraus, Sinkels Text eine 21seitige IG-fromme Chronologie des Wirtschaftshistorikers Gottfried Plumpe anzuhängen. Bei der Präsentation von Film und Buch auf der Frankfurter Buchmesse bekam Sinkel, der selbst seit vielen Jahren gründlich recherchierte, den unerwünschten Industrie-Reiniger erstmals zu sehen und ging sofort

auf Distanz: »Ich habe mit Herrn Plumpe nichts zu tun.« Plumpe beharrt auf der verharmlosenden Lesart, das Treffen zwischen Hitler und der IG habe erst im November 1932 stattgefunden.

Am Ende von Sinkels Film steht der Anfang von dem, was wir heute sind, wo wir heute stehen, was Reykjavik zum Scheitern zwang. Beim Kriegsverbrecherprozeß in Nürnberg gegen die IG Farben bittet – und das ist nicht nur Kino – ein Abgesandter der US-Regierung einen jüdischen Mitarbeiter der Anklage ganz herzlich, es nicht persönlich zu nehmen, wenn man meine, es seien »einfach zu viele Juden in der Anklage«. Und er erklärt, was dem Pentagon Kopfzerbrechen macht: »Wir fürchten, daß die Anklage versucht, den Angeklagten so eine Art Kriegskomplott nachzuweisen.«

Das ist unerwünscht. Mit Grund: »Wie können wir unsere Industrie auffordern, aufzurüsten und Kriegsgüter herzustellen, während wir hier ihre Geschäftspartner deswegen vor einem Tribunal anklagen und verurteilen.« Man fand die Lösung. Die Angeklagten wurden freigesprochen oder zu so niedrigen Strafen verurteilt und amnestiert, daß sie bald wieder mit neuem Mut an ihre alten Aufgaben gehen konnten.

Die IG wurde – so schien es – liquidiert. Ihre in unserer Legalität arbeitenden Nachfolgeorganisationen Bayer, BASF und Hoechst sind heute – jede für sich größer und reicher als einst die IG zusammen.

Konkret 11/86, S. 66

Otto Köhler

FARBSPUREN

Wie sich die Freundschaft mit der SS als segensreich erwies und die Interessengemeinschaft Farben zu einem Chemie-Werk in Auschwitz kam. Auszug aus der »Geschichte der IG Farben« von Otto Köhler, die in diesem Monat erscheint

Es geschah im Flick-Untersuchungsausschuß des Deutschen Bundestages. Der smarte Chef-Pfleger der Bonner politischen Landschaft, Eberhard von Brauchitsch, plauderte als Zeuge gerade über die umstrittene Steuerbefreiung, die Flick von einem dankbaren Wirtschaftsminister für die Wiederanlage seiner Gelder aus dem Daimler-Verkauf bei dem US-Chemiekonzern Grace bekommen hatte. An den Beratungen im Hause Flick, so sagte er, habe Dr. Ambros teilgenommen.

Da fragte der grüne Abgeordnete Otto Schily: »Ja, Herr Dr. Ambros. Wer war denn der Herr Dr. Ambros?«

Brauchitsch: »Dr. Ambros war ein früheres Vorstandsmitglied der IG Farben, Berater des Hauses Grace und der Berater des Hauses Flick.«

Schily: »Ist es richtig, daß Herr Dr. Ambros auch an Aktivitäten der Firma IG Farben in Auschwitz beteiligt war?«

Brauchitsch: »Das weiß ich nicht, ich weiß auch nichts davon, daß ihm dies vorgeworfen, geschweige denn, daß er deswegen zur Rechenschaft gezogen worden wäre. Ich weiß es nicht.«

Schily: »Wissen Sie etwas darüber, daß Herr Dr. Ambros in Auschwitz entsprechende Werke hat bauen lassen, daß er beschuldigt wurde, sehr tief – «

Doch bevor Schily seine Frage zu Ende stellen kann, fährt der Ausschußvorsitzende dazwischen. Der CDU-Abgeordnete und Reserveleutnant Manfred Langner:

»Herr Schily, diese Frage hat mit dem Untersuchungsgegenstand nichts zu tun.«

Schily: »Doch!«

Langner: »Ich kann sie nicht zulassen.«

Schily verlangt einen förmlichen Beschluß. Mit ihren sechs Stimmen erklärt die Ausschußmehrheit von CDU/CSU/FDP gegen die Stimmen von SPD und Grünen die Vergangenheit des Flick-Beraters Ambros als unbefragbar.

Die Ausschußmehrheit hat richtig gehandelt. Sie hat Friedrich Karl Flick und viele Menschen draußen im Land, ja dieses selbst, vor Schaden bewahrt. Denn ein Blick in die Vergangenheit von Otto Ambros wäre ein Griff in die Intimsphäre der bundesdeutschen Republik gewesen. Er hätte enthüllt, wie der Rechtsnachfolgestaat mit dem Vorgängerreich im innersten zusammenhängt.

Rund vierzig Jahre zuvor gab es einen Schriftwechsel zwischen dem IG-Vorstandsmitglied und Mitarbeiter des Reichsamts für Wirtschaftsausbau, Wehrwirtschaftsführer Otto Ambros, und seinem Parteigenossen, dem Vorsitzenden des IG-Aufsichtsrates und Präsidenten des Reichsamtes für Wirtschaftsausbau, Generalbevollmächtigten für Sonderfragen der chemischen Erzeugung, Wehrwirtschaftsführer Professor Dr. Carl Krauch.

»Auf meinen Antrag« – so schrieb Krauch am 4. März 1941 an Ambros – »und auf Weisung des Herrn Reichsmarschalls hat der Reichsführer SS unter dem 26. Februar ds. Js. folgendes angeordnet:

1. Die Juden in Auschwitz sind raschestens auszusiedeln, ihre Wohnungen sind frei zu machen und für die Unterbringung der Bauarbeiterschaft des Bunawerkes sicherzustellen.

2. Aus der Gegend von Auschwitz dürfen keinerlei als Arbeiter oder Bauarbeiter für das Bunawerk in Frage kommende Polen ausgewiesen werden.

3. Der Inspektor der Konzentrationslager und der Chef des V- und W-Hauptamtes« – des SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamtes – »ist angewiesen, an Ort und Stelle sofort mit dem Bauleiter des Bunawerkes in Verbindung zu treten und das Bauvorhaben durch die Gefangenen aus dem Konzentrationslager in jedem nur möglichen Umfange zu unterstützen.

4. Für alle Fragen, die das Werk Auschwitz betreffen, ist der Chef des persönlichen Stabes des Reichsführers SS, SS-Gruppenführer Wolf, zuständig, der als Verbindungsmann zwischen dem Reichsführer SS und dem Werk Auschwitz bestimmt ist.

Diese Verfügungen sind so weitgehend, daß ich Sie bitte, in möglichst umfangreichem Maße und möglichst bald davon Gebrauch zu machen.«

Durch diesen Brief hat der IG-Aufsichtsratsvorsitzende bis Ende 1944 30.000 Menschen umgebracht. Und das bedeutet: Carl Krauch hat in den nächsten dreieinhalb Jahren jede Stunde, ob er wachte oder schlief, ob er gearbeitet oder sich

vergnügte, ob er aß oder trank, jede Stunde, tagaus, tagein, hat er einen Menschen getötet.

Es hat ihn nicht allzusehr belastet. Zwar, so bekannte er knapp sechs Jahre später, hatte er das ungute Gefühl, daß der Zwangseinsatz ausländischer Arbeiter nicht gesetzmäßig sei, aber ob es da irgendwelche internationalen Abmachungen gegeben habe, das habe sich seiner Kenntnis entzogen.

Am 21. Dezember 1964 wird Carl Krauch im Frankfurter Auschwitz-Prozeß – als Zeuge natürlich und nicht als Angeklagter – erklären: Ja richtig, Himmler sei wegen der Verwendung von Häftlingen – »Das waren meist asoziale Elemente, so politische Häftlinge« – an ihn herangetreten, die IG möge Werke gründen, in denen die Gefangenen arbeiten könnten. Er, Krauch, habe das abgelehnt.

Ja, so war es, Himmler drängte die IG, ihm Höflinge abzunehmen. Niemand hatte mehr gedrängt als Gebechem Krauch und seine IG. Mit ihrer Produktion von synthetischem Kautschuk, Buna genannt, war die Interessengemeinschaft in einer ähnlich verzweifelten Situation wie mit dem synthetischen Benzin. In beiden Fällen waren die Weltmarktpreise für die Naturprodukte so niedrig, daß die IG mit ihren Kunsterzeugnissen zum Gestehungspreis nicht konkurrieren konnte. Der Unterschied: Bei Buna hatte die IG bis 1936 hauptsächlich in die Entwicklung investiert, aber – anders als beim Benzin – kaum in die Produktion.

Hier hatte die IG noch rechtzeitig bemerkt, daß die Weltmarktpreise für Naturkautschuk sanken und sanken, bis sie 1932 ein Fünftel des Preises von 1928 erreichten. Aber 1936, als sie nur auf ein Drittel des früheren Standes angestiegen waren – die Produktion, für Friedenszeiten, immer noch unrentabel blieb – , wollte die Interessengemeinschaft ihre Entwicklungskosten endlich herausholen.

Hitler half mit dem Benzinpakt. Göring mit dem Kautschukpakt – so könnte man das Ergebnis seiner Geneigtheit formulieren, alles zu tun, was ihm Krauch als der Kriegswirtschaft dienlich vorschlägt. Und daß man Buna braucht, wenn man im Krieg vom Kautschukimport abgeschnitten wird, hatte ihm Krauch schnell klargemacht – ohne Reifen kommt man nun mal schlecht zum Ural.

In seiner zwangsprivatstaatswirtschaftlichen Doppelfunktion, mit der er 1936 in Görings Vierjahresplan-Behörde eindringt, ist es Krauch, der der IG zwangswirtschaftlich das zu tun auferlegt, was er zuvor privatwirtschaftlich mit, nein, in ihr beschlossen hat. Im Wehrwirtschaftlichen Neuen Erzeugungsplan von 1938 – auch Karinhallplan genannt, nach dem Ort, wo er ihn mit Göring durchsprach, oder kürzer und treffender Krauchplan, nach dem Urheber – setzt der IG-Mann eine Ausweitung des 1937 festgelegten Planziels für Buna von 70.000 auf 120.000 Jahrestonnen bis 1942 durch.

Zu diesem Zeitpunkt, 1938, beträgt die Jahreskapazität 5.000 Jahrestonnen. Die Steigerung beträgt also 2.300 Prozent.

Für diese gewaltige Produktionssteigerung muß mit Hilfe einer staatlichen Abnahme- und Kreditgarantie und durch eine zwangsweise Kapitalbeteiligung der Reifenindustrie zusätzlich zu den drei bestehenden beziehungsweise geplanten Fabriken noch eine vierte, Buna IV, geschaffen werden. Was passierte? Am 8. November 1940 macht das Reichswirtschaftsministerium der IG Farben zu Händen des Vorstandsmitglieds Fritz Meer tatsächlich eine Auflage: Wegen der Errichtung einer zusätzlichen Bunafabrik in Schlesien möge man sich doch bitte zur Regelung der Finanzierung und zur Auswahl des Standorts mit dem Generalbevollmächtigten für Sonderfragen der chemischen Erzeugung, Professor Dr. Carl Krauch, sowie mit dem Reichsamt für den Wirtschaftsausbau in Verbindung setzen.

Der Hase, der von nichts wissen will, mag rennen, wohin er mag – Krauch ist immer schon da.

Mit einem Bein steht er als Präsident im Reichswirtschaftsministerium. Mit dem anderen Bein bleibt er als Gebechem in Görings Superministerium. Und mit Herz und Hand dient er als Vorstandsmitglied bis 1940 und danach als Aufsichtsratsvorsitzender seiner Interessengemeinschaft.

Im Wesen seiner Dreifaltigkeit hätte es nun liegen können, daß Krauch als IG-Mann den Standort aussucht und ihn sich als Gebechem zur Genehmigung und Finanzierung vorlegt, der wiederum das Ganze zur Ausführung an sich als Reichsamtspräsidenten weiterleitet.

Doch seit Bosch und Duisberg tot sind, legt man bei der Interessengemeinschaft Wert auf Teamwork, und so übernimmt das für Buna und chemische Kampfstoffe zuständige Vorstandsmitglied Otto Ambros die Suche – eben jener Flick-Berater beim Parteienankauf, nach dessen Vergangenheit Otto Schily im Flick-Ausschuß nicht fragen durfte.

Ambros bekommt am 11. Januar 1941 einen heißen Tip. Unter Hinweis auf ein am Vortag geführtes Gespräch schickt ihm die Mineralölgesellschaft in Berlin Unterlagen über einen Standort, der zwar etwas jenseits von Schlesien und außerhalb der politischen Grenzen des Deutschen Reiches liegt, dafür aber große Vorteile besitzt. Kohlengruben in der Nähe und vor Ort ein Reservoir von jüdischen Arbeitskräften.

Am 16. Januar diskutiert Ambros auf einer Konferenz in Ludwigshafen mit Ortskundigen die Möglichkeiten des Standorts. Das vorgesehen Gelände befindet sich hinter dem Zusammenfluß zweier kleinerer Flüsse mit der Weichsel. Es liegt so

hoch, daß keine Überschwemmungsgefahr besteht. Nicht bewaldet, Abholzen erübrigt sich. Die Weichsel ist hier allerdings bei weitem noch nicht so mächtig wie die Saale bei Leuna. Die Eisenbahnverbindung ist sehr günstig.

2000 Deutsche wohnen im Ort, 4000 Juden und 7000 Polen. Vorteil: Wenn sich Industrie dort niederläßt, werden die Juden und die Polen weggeschafft, ihre Wohnungen stehen für die deutschen Mitarbeiter zur Verfügung. Außerdem werde gleich neben dem Ort ein Konzentrationslager für Juden und Polen errichtet. Aus der Ferne sieht man die Beskiden, die Gegend ist schön, allerdings unter kulturellen und zivilisatorischen Gesichtspunkten noch gänzlich unerschlossen.

Der Ort, in dem die Zeit stehenbleibt, heißt Oswiecim. Die Deutschen nennen ihn Auschwitz. Sie werden diesen Namen nie wieder loswerden.

Am Donnerstag, dem 6. Februar, fällt die Entscheidung für den Standort Auschwitz.

In Berlin treffen sich die Vorstandsmitglieder Otto Ambros und Fritz ter Meer mit Carl Krauch in allen seinen Eigenschaften. Wer wird die Entscheidung treffen? Der Aufsichtsratsvorsitzende der IG Farben? Der Generalbevollmächtigte für Sonderfragen der chemischen Erzeugung? Der Präsident des Reichsamtes für den Wirtschaftsausbau?

Das Protokoll verrät: Der Präsident in Krauch hat entschieden, und somit können die drei von der IG später daran festhalten, daß es das Reichswirtschaftsministerium war, das der Interessengemeinschaft die Buna-Fabrik in Auschwitz aufzwang.

Noch am selben Tag finden wir die IG-Direktoren Otto Ambros und Fritz ter Meer in der Französischen Straße 45 im Reichswirtschaftsministerium wieder zusammen mit Ministerialrat Dr. Römer, es geht jetzt nur noch um die Ausführung des Auschwitz-Beschlusses.

Um es gleich hier zu sagen: Das Werk wird nie die Produktion aufnehmen. Aber die 30.000 Toten, die es kostet, sind so schnell abgeschrieben, daß sie kaum wahrgenommen werden.

Dann folgt das großherzige Angebot:

»Die IG hat nicht die Absicht, das Reich bezüglich des Bau- und Produktionskapitals für Auschwitz in Anspruch zu nehmen. Sie ist gewillt, die Finanzierung des Vorhabens selbst zu übernehmen« – Sieg von Privatinitiative und Unternehmerrisiko ganz ohne wenn und aber? Natürlich nicht – , »wenn die zuständigen Reichsbehörden folgender Lösung nähertreten.«

Und jetzt kommt's. Die Herren wünschen ein »Ansteigen der Amortisationsraten«, zu deutsch: mehr Geld, ganz einfach dadurch, daß »der Gummipreis erhöht wird, unabhängig davon, wie hoch er gerade ist«.

Das ist eben das Gute am IG-System der Zwangsprivatstaatswirtschaft. Man kann ohne jede Schwierigkeit das Ding immer so lange hin- und herwenden und um- und neubenennen, bis der Profit sicher in die eigene Tasche fließt.

Die IG verlangt vom Staat die Lizenz, anderen in die Tasche zu langen. Aber das ist wirklich noch das geringste Verbrechen, das die Interessengemeinschaft im Zusammenhang mit Auschwitz begeht. Und der totalitäre Zwangsstaat der Nazis macht seinen ergebensten Diener vor der Interessengemeinschaft:

»Ministerialrat Römer drückte seine Übereinstimmung mit unseren Vorschlägen aus.«

Inzwischen war der IG-Prokurist Dr. Kurt Eisfeld vor Ort. In einem langen Memorandum berichtet er dem Direktor Ambros von seiner Inspektion in Auschwitz. Punkt eins bis vier – Lage, Wasserversorgung, Eisenbahn, Kohle – , alles sehr gut. Bedenken hat der Mann von der IG beim fünften Punkt: Arbeitskräfte.

Die völkische Zusammensetzung sei sehr schlecht. Nur 2000 Volksdeutsche, von denen die wenigsten deutsch können. 7000 Juden, der Rest Polen, deren Arbeitsfreudigkeit niedrig beurteilt werden müsse. Trotzdem: Die Vertreibung der Polen und Juden wird vom Frühjahr 1942 an eine starke Verknappung von Arbeitskräften verursachen:

»Deshalb ist es notwendig, so schnell wie möglich Verhandlungen mit dem Reichsführer SS aufzunehmen, um die notwendigen Maßnahmen mit ihm abzusprechen.«

Das schreibt Eisfeld am 13. Februar an Ambros. Die Beanstandung wird zügig erledigt. Krauch geht zu Göring, Göring wendet sich am 18. Februar an Himmler – Kopie des Schreibens geht an Krauch. Himmler ordnet am 26. Februar an, daß die IG Auschwitz, die Interessengemeinschaft Auschwitz, »durch die Gefangenen aus dem Konzentrationslager in jedem nur möglichen Umfange zu unterstützen sei«. So steht es in dem zu Kapitelbeginn zitierten Brief von Krauch an Ambros.

Der Reichsführer SS (RFSS) läßt es sich nicht nehmen, drei Tage nach seiner Anordnung persönlich an Ort und Stelle nach dem Rechten zu sehen. Das war am 1. März 1941. Mit Himmler kamen, so erinnerte sich KZ-Kommandant Rudolf Höß, »führende Herren der IG Farben Industrie«.

Himmler inspiziert Auschwitz und befiehlt Höß, das KZ so auszubauen, daß es 30.000 Häftlinge aufnehmen kann. Auf dem nahegelegenen Gebiet von Birkenau soll ein Lager für 100.000 Kriegsgefangene errichtet werden. 10.000 Häftlinge sind

für das geplante Buna-Werk der IG zur Verfügung zu halten.

Am 7. April wird das Auschwitz-Projekt in Anwesenheit zahlreicher Regierungs- und Farben-Vertreter feierlich eröffnet. Carl Krauch in seiner Eigenschaft als Präsident schickt als seinen Vertreter vom Reichsamt für Wirtschaftsausbau den IG-Direktor Dr. Johannes Eckell vom Reichswirtschaftsministerium. Amtlich stellt der in seiner Festrede fest, daß Deutschland einen Anstieg der Buna-Produktion braucht. Von der SS sei dem Projekt erste Priorität gegeben worden, er bitte darum auch die Repräsentanten von Staat, Partei und Wehrmacht um ihre aktive Unterstützung.

Für die IG sprach Ambros:

»Die IG Farbenindustrie hat mit dem Projekt Auschwitz einen Plan zu einer neuen Werksgründung größten Ausmaßes entworfen. Sie ist entschlossen, unter Einsatz ihrer besten Kräfte ein lebendiges Werk aufzubauen, das sich ebenso gestaltend auswirken wird wie die vielen Anlagen im Westen und in Mitteldeutschland.« Die IG Farbenindustrie erfülle damit eine hohe Pflicht und wolle sich mit allen Kräften dafür einsetzen, daß IG Auschwitz zu einem »festen Eckpfeiler wird für ein gesundes Deutschtum im Osten«.

Das praktiziert Kommandant Höß 16 Tage später. Als Repressalie für die Flucht eines Häftlings befahl er, daß zehn seiner Mithäftlinge ohne Nahrung in den Bunker gesperrt werden. Nach 33 Tagen, am 26. Mai, war der letzte verhungert.

Otto Köhler: » und heute die ganze Welt« Die Geschichte der IG Farben und ihrer Väter, Rasch und Röhring Verlag, 368 Seiten, DM 39 80

Konkret 11/86, S. 70

Edelgard Abenstein

Biermann - was hast du bloß aus dir gemacht

Zehn Jahre ist er jetzt hier. Fünfzig Jahre alt wird er. Seine Lieder sind nicht mehr die alten. Sein Gebrechen: Die Liebe. Ach, jaaaah, die Liebe

An seinem 50. Geburtstag hat es Harry, Vater von drei erwachsenen Kindern, endgültig satt. »Ich bin für dich«, eröffnet er seiner Frau Irene, »nur noch eine schlechte Gewohnheit«. Bei Britta dagegen, der attraktiven Neuen, »kriegt er die Augen nicht mehr weg vom Arsch.«

Eine Geschichte, wie sie das Leben schrieb, aufgezeichnet fürs bundesdeutsche Fernsehen im Frühling des Jahres 1976. Titel: »Liebe mit 50«. Die Begleitmusik, Lieder mit und ohne Worte, hat Wolf Biermann verfaßt, damals noch wohnhaft in der Chausseestr. 131, Berlin, Hauptstadt der DDR. Sein Text für dieses Beispiel aus dem irdischen Jammertal: »Irgendein Loch brauchen wir doch, da oder hier, du Menschentier.«

So kernig mag und macht ers gerne, der Biermann, der Saft- und Kraftmeier, der kein Blatt vor den Mund nimmt und sein Herz auf den Tisch legt.

Biermann, der Liedermacher mit der großen Gebärde: Wolf Biermann, der vertriebene Rebell, dieser unfreiwillige Urheber einer neuen Zeitrechnung, der Ton- und Wortkünstler mit politischer Absicht, der produktive, nützliche, gute Liedermacher, der Biermann eben.

Biermann, der Chauvi und der Pastor, der Streithahn, den wir mögen; die Mimose, der Aufwiegler und der Eitelkeitsfanatiker, der Abstauber und Anreger, der Hoffnungsstifter und die Enttäuschung für viele.

Wolf Biermann, Jude, Kommunist – und Mann. Kein Biermann, nein viele Biermänner. Wie die alle unter einen Hut kriegen? Welchem »Affen Zucker geben«, wenn sein Name fällt? Dem. der sich krault und schaukelt vor Vergnügen, wenn er hört, wie Biermann auf dem sanft schlummernden VS-Kongreß dem ehemaligen Vorsitzenden des DDR-Schriftstellerverbandes Hermann Kant mit Blitz und Donnerschlag in die Parade fährt oder wie er, der Antistalinist, von der Platte herunter das alte »Kunststück« singt: » *Wenn ich mal voll bin/ geh ich kurz zum Teufel runter und spendier Stalin ein Bier./Armer Alter. / Nebbich.«*

Oder etwa dem, der vom Gähnen schier die Maulsperre hat, wenn er sich an Biermanns zusammengesetzte Hauptwörter wie »Feministendrossel« erinnert und an seine Kurzgeschichten aus dem Album: Ich Unwiderstehlicher und die Frauen und die Frauen undundund.

Lieber Gott, warum hat du den Biermann nicht eindeutiger gemacht. Klarer, leichter fürs Hochheben oder schwerer fürs In-die-Pfanne-hauen. Wahrhaft bedeutend, um ihm ein Rentnerdenkmal in die Zeilen zu setzen oder einfältig genug, seinen Nabel für den Rest der Welt zu halten, so daß er fürderhin nicht weiter auffiele.

Nun, mit dem lieben Gott setzt er sich selber gerade ins Benehmen, wobei er neue Wörter lernt wie »Auferstehung, Demut, Glauben, Gläubigkeit und Inbrunst«. Was dabei herauskommt, weiß noch keiner. Aber in seinem Band »Für meine Genossen« (1978) steht, auf den Zieh- und Übervater Brecht gemünzt: »Ich bin zum Denkmal degradiert und kann dir darum nützen.« Freilich, das wurde auf den Osten hin geschrieben, Brecht ist zwar ein Klassiker, aber beileibe kein Monument und hierzulande nützen Denkmäler zum Glück gar nichts, sofern es welche gibt, denen man das Wurzelschlagen wünschte. Ob Biermann daran arbeitet, eines zu werden? Beginnt er nicht zunehmend nach olympischen Höhen zu schielen? Gespräche in den Medien mit Interviewpartnern, die dank ihrer gehobenen Positionen der Begegnung allein schon Glanz und den strahlend schönen Schein verliehen? Fritz J. Raddatz, damals noch Feuilletonchef der »Zeit«, Günter Gaus und jüngst Marcel Reich-Ranicki, Feuilletonchef der »FAZ«.

Es hat sich gelohnt. Ein breiteres Publikum hat ihn zur Kenntnis genommen und auch das, welches ihn bisher nur als Mutlangenblockierer kannte, als einen, der etwas schrill unausgewogene Lieder zur Gitarre sang, weiß nun, daß er ein ernsthafter Gesprächspartner ist, schlagfertig, durchaus witzig, gar nicht verbissen, und mit dem gebotenen Schuß Nachdenklichkeit.

So erzählen es unsere Mütter. Fast gefällt er ihnen schon zu gut! Daß er immer noch ungebügelte Hemden trägt (»Man sieht doch jetzt die meisten Männer wieder mit gebügelten. Oder ist bei euch das anders?«), verzeiht man ihm ebenso wie den unausgeschlafenen Zug um die Augen.

Da bleibt doch nur noch, daß wir alle mit dem schlimmen Finger auf ihn zeigen. Was hat es ihm denn eingebracht? Was hat er uns da eingebrockt? Mit Raddatz war es ein Reinfall. Der hatte zwar so schön in der »Zeit« geschrieben, das Porträt des Dichters als düsteres Votivbild für ganz neue Biermann-Wallfahrer ausgebreitet, aber da ging doch einiges sehr durcheinander, Apfelsaft und Atomkraft und Rotwein und Pazifismus. Kurzum, der Hochzeitchristus von Altona, der alles

Flüssige in Wein verwandelt, dem alles – ob Staatsfeind oder Staatsfreund – einerlei ist, der wollte der Biermann Wolf nicht sein.

Die anderen Begegnungen waren Medienereignisse mit gehobenem Unterhaltungswert. Da formulierte Biermann flugs und wie es so seine Art ist, ohne Anstrengung ein geflügeltes Wort nach dem anderen, dort schlug er einen Haken. So kam der wohlvorbereitete Befrager durchaus mal ab vom Weg, da war die feingelegte Spur nicht ohne Zögern, Atemholen, Tasten, Neuansetzen, wieder aufzunehmen. Biermann nutzte diese Löcher weidlich, um nachzulegen, ein verzwicktes Wortspiel einzuhängen, frech das zu sagen, was der andere gar nicht wollte oder – er ließ, der Tonsetzer, die Pause einfach stehen. Unverkennbar der Alte, Biermann mit der mehrstöckigen Bosheit, dem Spott über andere, aber auch sich selbst, mit der Respektlosigkeit des Mensch-hier-bin-ich.

Alle zwei oder drei Jahre wieder geht Biermann auf Tournee. Dann singt er im Audimax der Universitäten, in den Schauspiel- oder Opernhäusern der kleinen Städte, im Volksbildungsheim, der Kampnagelfabrik und in der Schwarzwaldhalle; er singt in der Provinz und in den Metropolen, von Süden nach Norden, von Ost bis West, von A wie Aachen bis..., nein, nur bis Wuppertal. »Die Welt ist schön-...« heißt die letzte Platte, doch auf der Rückseite des Covers stellt Biermann fest: »Auch das hat sich geändert: Im Osten fragt sich der sogenannte Künstler: Wirds verboten – im Westen: Wirds verkauft?« Eine

berechtigt bange Frage. Tourte er im Herbst '82 noch flächendeckend durch 28 Städte der Bundesrepublik, so standen 1985 schon zehn weniger auf dem Programm. Und in Westberlins einzigem politischen Plattenladen gibt es zur Zeit keine einzige LP, auch die alten nicht. »Biermann? Hamwanich. Wer ihn will, hat ihn schon. Wir müssen uns auch nach der Nachfrage richten«. Nun ja, der Plattentitel hat sich schon selber korrigiert: »Die Welt ist schön – pardon, will sag'n – ganz schön am Rand«.

In den Konzerten aber scheint alles beim Alten, der Meister ist ganz er selbst, sein Publikum so, wie ers erwartet. Die Säle sind gefüllt, schön, daß man sich mal wieder trifft, es wird gestrickt, geschäkert, geklagt und geklatscht: »Hallo, wie gehts denn so, die Annegret hat auch ein Kind, wir müssen wieder telefonieren.«. Fast so, wie auf den Demos früher oder auf dem Wochenmarkt am Samstagvormittag. Man sitzt im Hellen, er will es so, des besseren Überblicks und der Fühlungnahme wegen, auch wenn zum neuen Uraltthema das Dämmrige viel besser passen würde: die Liebe und wie wirs damit halten, der Kummer, wenn sie zuendegeht, und die Weisheit, die uns dann blüht. Da hat jeder was zu fühlen, da kennt sich jede aus und niemand, der nicht das meiste darüber wüßte. Der große gemeinsame Nenner also und schier die letzte aller Fragen, die der Bewegung noch so richtig am Herzen liegt. Ja, der Biermann weiß schon, wos bei uns brennt. Ja, die Liebe hat Konjunktur. Im Schlepptau der schweren Abstrakta wie Ökonomie, Archäologie, Grammatik und/oder vielleicht auch Algebra zieht sie als Genitivattribut über die Buchtitel der Saison bis in unseren Alltag hinein. Und dort, ob postmodern oder eher bescheiden, macht sie bekanntlich alles gleich. Die ganz neue Unübersichtlichkeit, die taufrischen Trends zum Schnee von gestern, zur brandheißen Keuschheit und Monogamie, zum Handlinienlesen, zur Bioenergetik und neumännlichen und neuweiblichen Opernabonnements klärt auf unter der Sammlungsfrage: Wie ist das mit der Liebe?

»Als wir uns wieder mal für immer und ewig trennten«, da hielt es Wolf Biermann nicht länger. Da mußte er eine Runde Liebeslieder schreiben und trat an die Passage durch letzte Lebensjahrzehnte bis zurück in sein zarteres Alter. *»Ach, die erste Liebe macht das Herz mächtig schwach«.* Jaja, und was dann zu hören ist, man ahnt es schon (»the first cut ist the deepest«), *»und die zweite Liebe weint der ersten nur nach«.* Da kommen auch alle mit. Fans und eifrige Konzertbesucher wissen womöglich, um welche Zeit und um wen es sich dabei handelt. Auf jeden Fall haben wir die Buckower Kirschblüte schon verlassen, um das »weiße Fleisch« kümmern wir uns nicht weiter, wer das auch dort ins Gras gelegt haben mag. Haben schon mal auf dem Mont Klamott gestanden, »die ersten Kätzchen pflücken«, verzeihen schnell diesen Reim von »der Dicken« und den anderen, wo »Küsse« nichts anderes sind als »Genüsse«. Und dann sind wir wohl schon beim »Frühstück« angelangt, bei dieser wunderbaren Mahlzeit mit Honig und Quark und der Traube. Bis dahin wurde immer alles gut.

Aber der Vollständigkeit halber, und um einen seit langer Zeit eingeschlafenen Streit von weither neu zu beleuchten, sei hier an ein Gespräch erinnert, das der Verfasser des ebenfalls in die Jahre gekommenen Gedichts »Von mir und meiner Dicken in den Fichten« über diese Stelle 1979 in dieser Zeitschrift unter anderem geführt hat. Dem ist, wenn man so möchte, eine Korrektur zu entnehmen, nicht des Gedichts, aber der zugrundeliegenden Sache. Es betrifft die Formulierung *»Bloß ein paar Sprünge weg vom Wege/ Legte ich ihr weißes Fleisch ins Gras«.* Die hatte seinerzeit einen Teil der Frauenbewegung in helle Empörung versetzt, was den Verfasser, der sich unseligerweise falsch verstanden fühlte, wiederum in wahrhaft unpoetische Sätze trieb, wie »Die (= Emanzen) klappern die ganze Literatur ab mit ihrem schiefen Blick und suchen. Die suchen Stellen statt Menschen, sie suchen Anekdoten statt Wahrheit... Blechfotzen, damit will ich sie diskriminieren, damit will ich sie ärgern, damit will ich sie ungerecht behandeln.«

Wie sich herausstellen sollte, hatten jene Zeilen auf dem Prinzip der dichterischen Freiheit beruht, um nicht zu sagen auf einer kleinen Lüge. Denn »das weiße Fleisch«, die seinerzeitige Geliebte also wie der Verfasser unwirsch seine Metapher

vorstellte, steuerte zu jenem Gespräch höchst lebendig einen einzigen Satz bei: »Ich hab dich ins Grün gelegt«. Nun, die Überraschung war perfekt. Nicht nur, daß wieder einmal bewiesen war, wie nah die Kunst und das Leben beisammen liegen, wie weit entfernt doch die Dichtung von der Wahrheit wohnt. Sondern auch, wie schwer es ist, ein lyrisches Bild am Schopf zu packen und es, mit dem Einverständnis des Autors, auf seinen wahren Gehalt zu befragen. Ganz nebenbei, anhand der zwei verschiedenen Ausdrucksweisen, fällt da nicht auf, wie sehr die Grammatik die Liebe verändert?

Ach ja, darum kümmern wir uns nun nicht weiter, wer immer wen wohin gelegt haben mag. Bloß, da liegt doch noch einer und endlich tut er es von sich aus – im Gras, wo sonst. Er ist dort geblieben, es ist die Ruhe danach, und er dampft »im Nachmittagstau«.

»Als ich endlich flachlag auf dem Rücken/ Kippten meine Augen hoch/ Einen Düsenjäger sah ich schweben/ Durch ein aufgebauschtes Wolkenloch/ Schwebte hin, schrieb einen sanften Bogen/ Bis hinunter in das hohe Blau«. Die Rückenlage also. Bestens bekannt durch eine Wolke über den Augsburger Lechauen nach dem ersten Weltkrieg: »Sie war sehr weiß und ungeheuer oben«. Es ist Brechts »Erinnerung an die Maria A.« die freilich mehr die Erinnerung an die Wolke ist. Der Marias wurden nach und nach zu viele, als daß sie einer hätte zählen können, der Liebhaber selbst zu allerletzt. Er hatte ja seine Wolke.

So ist Biermann in des Meisters Vers – , vor allem aber Lebensschule hineingeraten. Ein vorbildliches Lehrer-SchülerVerhältnis: Der Kleine eifert in allem dem Großen nach.

Dank jener Referenz ans große Monument hat Biermann also sein Handwerk auf allen Ebenen gut gelernt (auch auf dem der Kunst des Zeilensprungs und der Ellipsen). Natürlich gelingt nicht immer alles. Wenn die Musen mal wieder spröde und nicht zum Küssen aufgelegt sind, dann ist Wolfgang Neuss gewiß zu rüde, wenn er für Biermann schon mal was neues bestellt: »Herr Ober, die Lage ist ernst, ich mach'ne Tournee und geb'ne Lage Weiber aus«.

Biermann aber singt und wir hören wieder zu. *»Doch die dritte Liebe – schnell den Koffer gepackt, schnell den Mantel gesackt und das Herz splitternackt.«* Die Gitarre weint und heult und schluchzt dahin, hart angerissene Saiten – ein wahres Schmerzensfeuer für den Biermann. Die Stimme summt stampft, stöhnt, schreit, wimmert, heiser tief oder im Falsett. Kurzum, der altbewährte Biermann. Doch ist uns das nicht zuviel Midlifecrisis und zuwenig »Hälfte des Lebens«, nicht zuviel Katzenjammer – müde sind wir selber – und zu wenig Zuversicht, Biß und Garstigkeit? Und überhaupt die Liebe. Die kriegt man doch von anderen und andernorts schaurigtraurig in bestem Belcanto vorgesungen. Fällt ihm denn sonst nichts mehr ein als die Litanei mit dem Bittfüruns gegen die verzweifelte Liebe, die gebrochene, die unglückliche, die nichtempfundene und für die ergreifende, die grenzenlose, die unsterbliche die glückliche halt?

»Ich kann mir selbst nicht helfen / Und will die Menschheit retten/ Dabei lieg ich in Ketten/ mit meinem Herzen fest/ Der Himmel hängt voller Bomben/ 'ne Hölle brennt auf Erden/ Was soll aus uns noch werden/ wir geben uns den Rest/ Trotz alledem, ich bleibe stur/ voll rabenschwarzer Zuversicht/ – mein Herz weiß alles besser/ und glaubt das Ende nicht/ Mein Herz weiß alles besser/ und glaubt die Wahrheit nicht.«

Soviel rabenschwarze Resignation, seien wir ehrlich, enttäuscht uns. Abgesehen davon, daß ein solchermaßen gefangenes Herz eines politischen Sängers nicht würdig und als Bild geschmacklos ist, entstammt seine linke Hälfte, »Die Ketten«, doch, und daran werden wir uns ja hoffentlich erinnern, der Schrift, mit der wir uns seinerzeit aus den elterlichen Wohnzimmern verabschiedet und die ersten Schritte in den neuen Weitblick gewagt haben. Schließlich haben wir und Biermann ihr zu verdanken, daß wir überhaupt seine Lieder bis zum heutigen Tage hören wollen. Aber auch das ist schon länger her, daß einer so oder ähnlich gemalt hätte. Jetzt sitzen wir in wohligem Schauer unter der Wolke von Tönen, die soviel Privates und nicht mehr ganz soviel Politisches haben und tändeln als »liebe Freunde« mit der Erinnerung.

Und auch die ehemals Verhärtetsten unter uns sind weich geworden, so daß sie nicht mehr zu brechen sind, und auch die Allzuspitzen stechen nicht mehr zu. Ja, wir lieben die alten Lieder, auch wenn sie nicht mehr alle stimmen. Man freut sich auf die traurigen Balladen, die man fast auswendig kennt. Selten werden sie zuhause noch aufgelegt, die Platten sind verkratzt, voller Kerzenwachs und dünngenudelt vom vielen Abspielen in ewig langen Nächten. »Unglaublich, der Biermann ist zu CBS gegangen. Schmeißt sich dem Kapital in'Rachen. Klar, daß das nich' mehr politisch ist. Und die komische Geräuschkulisse in 'Enfant perdu', man versteht ja nix.«

Später sind wir schlauer geworden.

Ach, jah. Und so sentimental. Ach, jaah.

Das meiste beim Alten. Biermann wird fünfzig. Zehn Jahre im Westen. So lange schon!

Konkret 11/86, S. 74

Wolfgang Pohrt

Der moderne Flüchtling

Ambler, der Autor, läßt sich vom Biographen Ambler nach einem schweren Unfall die Lebensgeschichte erzählen: eine Hommage an die Ausländer aller Länder.

Laut Freud genießen Schriftsteller das einzigartige Privileg, wirkliche Wunscherfüllung tagträumenderweise zu erreichen. Sie phantasieren von Ruhm, Reichtum, Liebe, und ihre Phantastereien machen sie beliebt, reich und berühmt.

Zu den seltenen Vertretern der Zunft, die dies Berufsbild nicht als offenen Hohn empfinden müssen, zählt Eric Ambler, der vor einem halben Jahrhundert im Alter von siebenundzwanzig Jahren mit dem Buch »Der dunkle Grenzbezirk« als Thriller-Autor debütierte, und dessen Werk zum Leidwesen ihm verfallener Leser bislang nur achtzehn Romane umfaßt. Den Erfolg seiner Bücher hat er allem vielleicht absichtlich erweckten Anschein nach dazu genutzt, sich in seinem Schweizer Domizil am Genfer See eine Existenz einzurichten, wie sie auch seine Romanfiguren nach dem geglückten Coup führen würden, und wie zur Abrundung des Bildes vom Manne, der sich nach bestandenen Abenteuern zur Ruhe setzt, maßvoll den erleseneren Genüssen zugetan und wohlgefällig auf seine bewegte Vergangenheit zurückblickend, hat er nun den ersten Teil seiner Autobiographie vorgelegt.

Deren Qualität besteht darin, daß sie auch als Amblers neunzehnter Roman akzeptabel wäre, weil der Umstand nur einen zusätzlichen, aber keinen notwendigen Reiz bedeutet, daß das Buch diesmal nicht von frei erfundenen, sondern von lebenden Personen handelt. Auch Menschen, von denen man im Leben gelangweilt werden würde, versteht Ambler so zu beschreiben, daß man als Leser an ihnen Interesse findet, und außerdem stellt er gleich zu Beginn seiner Autobiographie unter ausdrücklichem Bezug auf sie fest: »Nur ein Idiot glaubt, daß er die Wahrheit über sich schreiben kann.« So unterläßt er alle Bemühungen, öffentlich nach den tieferen Beweggründen für seine Tätigkeit zu schürfen, und enttäuscht werden deshalb Leser sein, die einen Rechenschaftsbericht oder das Geständnis erwarten, stets habe der Kampf gegen Diskriminierung und Verfolgung an der Seite des kleinen Mannes oder ähnliches gleicher moralischer Güte im Mittelpunkt seines literarischen Schaffens gestanden. Während hiesige Schriftsteller oft unter chronischem Bekenntniszwang leiden, gern das vermeintlich Innerste nach außen kehren und erst richtig warm werden, wenn sie das Publikum von der obligatorischen Lauterkeit ihrer ganz persönlichen politischen Motive und literarischen Ambitionen überzeugen wollen, welche stets die in der Öffentlichkeit gerade am meisten breitgetretenen sind, hält Ambler vornehm Distanz zu solchen Spekulationen, die er zwar höflich, aber desto bestimmter zurückweist, wenn er beispielsweise schreibt: »Das Buch 'Der Fall Deltschev' ist als antistalinistischer, sozialistischer Roman bezeichnet worden, eine durchaus schmeichelhafte Beschreibung. Für mich stellte es eine erfreuliche Rückkehr zum Thrillerschreiben dar.«

Statt also Rezensenten und Interpreten die Arbeit zu stehlen, erzählt Ambler mit dem ihm eigenen untrüglichen Gespür für prägnante Details und dramatische Effekte die Geschichte eines kleinen Jungen aus der unteren Londoner Mittelschicht. Zwar nährt der White-Collar-Job des Vaters die Familie redlich, aber weder sind die verwandtschaftlichen Bindungen zur Provinz wie zur Fabrikarbeit schon erloschen, noch haben die Eltern mit dem Erreichten ihren Frieden gemacht. Als ehrgeizige semiprofessionelle Entertainer, aber ohne je den entscheidenden Sprung zu schaffen, tingeln sie nach Feierabend mit ihrer Marionettenshow und mit Gesangsdarbietungen über die Londoner Vorstadtbühnen und nach Kriegsausbruch durch die Militärhospitäler, was für den Kleinen mit seinem kindlichen Hang zum Makabren und Unappetitlichen eine willkommene Gelegenheit ist, sich von verständnisvollen Soldaten deren Wunden zeigen zu lassen.

Das aufstiegswillige, abstiegsbedrohte labile Milieu, wo die gesellschaftliche Dynamik unmittelbar fühlbar wird, ist bekannt dafür, daß es die Beobachtungsgabe schult, den Intellekt trainiert, Augen und Ohren schärft, Interessen weckt sowie die Bildung von Menschenkenntnis fördert, weil solche Talente die Waffen der Selbstbehauptung sind in den täglichen Statuskämpfen. So präsentiert sich der kleine Ambler als pfiffiger Bengel mit breitgestreuten Ambitionen und der Befähigung zur nüchtern bis unterkühlt, ohne jeden eifernden Unterton vorgetragenen Ketzerei, die später zum Markenzeichen seiner Prosa wird: »Sonntags wurde ich in die Kirche mitgeschleppt, und ich versuchte zu verstehen, worum es bei dem Gottesdienst überhaupt ging. Zu den Dingen, die mich verwirrten, gehörte die Art und Weise, wie einige Wörter ausgesprochen wurden. Besonders qualvoll war der gepreßte, hohe Singsang der Litanei, auf den die Gemeinde dann antworten mußte. Er erinnerte mich an andere Dinge. Hinter einem Fleischerladen in Le Green gab es einen Hof mit einem Schlachthäuschen. Dorthin karrte man Schafe und Schweine und schloß hinter ihnen die Türen. Von den Schafen war dann nicht mehr viel zu hören, doch das Quietschen und Kreischen der Schweine, die in dem Moment abgestochen wurden, konnte man noch in einiger Entfernung hören. Für mich, der ich auf dem Nachhauseweg dort vorbeikam, waren dies die Geräusche von Grabenkrieg und Nahkampf mit Bajonett. In der Kirche verwandelten sich die Laute in die hohe Stimme des Geistlichen, der den Missetätern Angst einzuflößen versuchte, indem er in die Rolle eines richtenden Gottes schlüpfte.«

Solche Hellhörigkeit bildet sich in einer Gesellschaft wie der britischen heraus, wo es, wie Ambler mehrmals bemerkt, darauf ankommt, mit dem richtigen Akzent zu sprechen, was man besonders empfindlich spürt, wenn man, wie der kleine Ambler, den falschen besitzt. Der falsche Akzent wiederum und das von ihm bedingte feine Gehör mochte eine der Ursachen dafür sein, daß unter den Wörtern, die sich im Hirn von Kindern mitunter einnisten wie ein Sandkorn in der Auster, im Falle des kleinen Ambler die richtigen waren.

Schon im Winter vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges, erinnert er sich, habe er zum erstenmal das Wort »Flüchtling« gehört, und nur dieser sonderbare Umstand, daß ein 77 Jahre alter Mann es erinnert und für mitteilenswert hält, wie er als knapp fünfjähriger Junge zum erstenmal das Wort »Flüchtling« hörte, verrät die Bedeutung dieses neuartigen, mit dem »Flüchtling« heute nicht mehr ganz zutreffend gekennzeichneten Personenstandes für Amblers Thriller, deren Hauptfiguren nie, weder durch Geburt noch durch Naturalisation, Bürger des Staates sind, auf dessen Hoheitsgebiet sie in verzwickte Komplotte hineingezogen werden. Bevor freilich die im Kopf des Kindes rumorenden Wörter von chiffreartiger Bedeutung, zu denen neben »Flüchtling«, »Mediterran«, »Kapitalismus« und »Haydarpascha« (eine Stadt in der Türkei) zählen, sich zu fixen Ideen mit literarischen Folgen entwickeln können, müssen einige Ereignisse eintreten, auf die hier kurz hingewiesen werden soll.

Am 28. Juni 1914 fielen in Sarajewo bekanntlich die Startschüsse für den nationalen Befreiungskampf der bis dahin abhängig gebliebenen Völker Europas. Ihre Unterjocher, das osmanische Reich und die Habsburger Doppelmonarchie, wurden im Getümmel aufgerieben, als der Pulverdampf sich verzog, war die Zahl souveräner Nationalstaaten von 26 auf 35 geklettert. Neun frische Mitglieder der großen europäischen Völkerfamilie hatten das Licht der Welt erblickt. Neun zusätzliche Inhaber der souveränen Gewalt, auf ihrem Hoheitsgebiet befindlichen Personengruppen die Aufenthaltsberechtigung zu bestreiten, begannen also mit dem Versuch, mittels Verschieben großer Menschenmassen Deckungsgleichheit herzustellen zwischen dem Siedlungsgebiet weit zerstreut gewesener Völker und ihren neuen Staatsgebieten. Auch daran scheiterte die Flurbereinigung, daß etlichen Völkern kein Staat bewilligt worden war, und als der moderne Nationalstaat, welcher auf der Zwangsvorstellung einer Einheit von Volk, Gebiet und Staat basiert, sich als ausschließliches politisches Ordnungsprinzip in Europa durchgesetzt hatte, hatte er bereits seine natürlichen Widersacher hervorgebracht: fremde Volkssplitter, Minderheiten, staatenlose und das Heer der modernen Flüchtlinge, »unschuldig«, wie Hannah Arendt schreibt, »selbst im Sinne der sie verfolgenden Mächte«, und eben darum ähnlich den Asylbewerbern heute besonders suspekt.

Nach Hunderttausenden zählende, meist in die Illegalität getriebene Flüchtlinge strapazierten also ein gesellschaftliches Gefüge, welches gerade den Krieg, die Umstellung von der Kriegs- zur Friedensproduktion und die mit der Demobilisierung ganzer Weltkriegsarmeen verbundenen Absorbtions- und Integrationsleistungen vollbracht hatte, welches sich infolge der Ausweitung des Angestelltensektors im Umbruch befand, und welches schließlich zielstrebig auf den Tag zusteuerte, da den Heimat- und Staatenlosen die Mittel, Obdach- und die Arbeitslosen zur Seite treten würden. Kaum anzunehmen, daß Ambler dergleichen verborgen bleiben konnte, und mit Recht meint Alfred Hitchcock 1943: »Eric Amblers Stoff ist die Wirklichkeit. Das Verbrechen erwächst aus faschistischen Komplotten und aus der Gier der Großunternehmer; es erwächst aus einem heruntergekommenen, dekadenten schmutzigen, verfaulten, für Krieg und Revolte reifen Europa.«

Wie Hitchcock selber muß aber auch Ambler mindestens so sehr angezogen wie abgestoßen worden sein von der Fäulnis eines Gesellschaftsgefüges, dem nachzutrauern wenig Anlaß besteht, und welches mit seinem Zerfall erst die Ausblicke auf eine zwar praktisch unwahrscheinliche, aber immerhin mögliche bessere Zukunft eröffnet, deren Reize der Film »Casablanca« eingefangen hat, wo die Gäste von Ric's amerikanischem Café, die im Alltag griesgrämige deutsche Bankiers oder Fabrikanten waren, als Flüchtlinge nun plötzlich sympathische, zur selbstlosen, Mut erfordernden Aktion nicht ganz unfähige Menschen sind, die mit rührender Beflissenheit an ihrer Heranbildung zu polyglotten Weltbürgern arbeiten, und die fast den Eindruck erwecken, als wären sie über den Verlust von Vermögen, gesellschaftlichem Status, Heimat und Staatsbürgerschaft eher erleichtert als traurig, so daß man zu dem Schluß kommen kann, nur eingefleischter Puritanismus und bornierte Selbstverleugnung habe die Bürger daran gehindert, den Krempel, von dem sie erdrückt werden, hinzuschmeißen, und durch zumindest wohlwollende Duldung eine Umwälzung der gesellschaftlichen Verhältnisse zu unterstützen, deren Nutznießer auch sie selber wären.

Weit entfernt davon, nur Schrecken und Mitleid einzuflößen, hat die Figur des modernen Flüchtlings daher eine beträchtliche Faszination besessen, und nach Erscheinen von Amblers Autobiographie ist erwiesen, daß seine Thriller diese Faszination ausstrahlen und deshalb mehrmalige Lektüre vertragen, weil er selbst ihr erlegen war. Als die ersten Bucherfolge es dem graduierten Ingenieur und verhinderten Bühnenautor erlauben, seinen Job als Direktor einer Werbeagentur aufzugeben, kehrt er unverzüglich Großbritannien den Rücken, um sich wie ein Emigrant in einer schäbigen Familienpension nahe der Côte d'Azur einzumieten, wo er seinen nächsten Roman schreibt, und wie eine chiffrierte Hommage an die Ausländer aller Länder wirkt die Eingangssequenz seiner Autobiographie, die mit zwei aus dem chronologischen Ablauf herausspringenden Episoden beginnt, die vollkommen gegensätzliche Situationen zum Vergleich stellen. Zunächst wird der Erzähler nach einem schweren Unfall auf der Autobahn Lausanne-Genf ins Krankenhaus

gebracht, wo er als Folge der erlittenen Gehirnerschütterung Mühe hat, sich in der französischen Landessprache mit den Ärzten und dem Personal zu verständigen. Um die Angst vor einem möglicherweise drohenden Verlust des Gedächtnisses zu zerstreuen, erinnert der Erzähler sich in einer schlaflosen Krankenhausnacht nun an eine andere Episode, an eine Lesereise durch die USA, und er erinnert sie als lästige Tortur. Vielleicht ist es die Fähigkeit, während einer schlaflosen Krankenhausnacht im fremdsprachigen Ausland – Horrorvision aller Touristen – das hinsichtlich Sprache und Beruf vertraute Milieu als eines von quälender Perfidie zu erinnern, welche sich in Amblers Romanen mitteilt.

Konkret 11/86, S. 80

Brigitte Jakobeit, James Baldwin

»Man kann vielleicht einen Sklaven aus mir machen, aber bestimmt keinen gehorsamen«

James Baldwin, 62jähriger Romancier, Essayist und US-Bürgerrechtler, lebt seit 16 Jahren in Südfrankreich. Aber seine Erbitterung über den Rassismus - auch den europäischen - hat nicht nachgelassen. Brigitte Jakobeit sprach mit ihm über sein neues Buch, über Südafrika, die Deutschen und über den amerikanischen Traum, den kein Schwarzer träumt

KONKRET: Vor einigen Jahren wurden in Atlanta 28 schwarze Kinder und Jugendliche ermordet. Als Täter wurde der 23jährige Wayne B. Williams – ein Schwarzer – verhaftet und zu zweimal lebenslänglich verurteilt. Sie haben die Umstände und Hintergründe des Prozesses untersucht und ein Buch darüber geschrieben. Warum gerade über diesen Fall?
Baldwin: Es war schwer zu erklären, was wirklich passiert war. Der Fall kam mir merkwürdig vor, weil die Mütter der Kinder mit dem Urteil nicht einverstanden waren. Ich habe keine Ahnung, ob der Angeklagte schuldig ist oder unschuldig; seine Schuld wurde jedenfalls nicht bewiesen.

KONKRET: Glauben Sie denn persönlich an die Schuld von Williams?

Baldwin: Es spielt keine Rolle, ob ich ihn für schuldig halte oder nicht. Ich stelle den Fall allein aus moralischen Gründen vor. Denn das Urteil wirft einige Fragen auf über das Land und über die schwarzen Amerikaner. Eine davon ist die Frage nach der Beziehung einer Gemeinschaft zu ihrem Staat und ihrer doppelten Verantwortung sich selbst und dem Land gegenüber. Manchmal zwingt einen die Verpflichtung gegenüber der Gemeinschaft zum Kampf gegen den Staat. Es gab Zeiten, in denen sich die Menschen aus Schwäche dem Willen des Staates unterworfen haben, aber ich glaube, daß die Gemeinschaft dem Staat Widerstand leisten muß, wenn dieser sich auf zweifelhaftem Boden bewegt.

KONKRET: Hat der Fall auch etwas zu tun mit der Schwäche der schwarzen Gemeinschaft, war der Fall so nur in Atlanta möglich?

Baldwin: Der Fall Williams ist in Atlanta passiert aufgrund des Märchens vom alten Süden, der Verbitterung und Verdrängung, der Schuld und der Unterdrückung von Schuld, von Terror und Lust. Das Rassenproblem ist in einigen Regionen des Südens besonders brisant. Und die sexuelle Frage hat auch etwas damit zu tun. Das alles spielt im Leben der Schwarzen eine wichtige Rolle. Der Staat kann die Gefahren, die das Leben der Schwarzen bedrohen, unmöglich beurteilen. So kommt es, daß da 26 Kinderleichen sind, und ein Mann den man als Täter verdächtigt, wird eingesperrt, weil er zwei erwachsene Männer ermordet haben soll. Das Gericht besteht darauf, daß es ein Muster gibt, mit dessen Hilfe die beiden Morde mit den 26 anderen in Verbindung gebracht werden können. Ich konnte kein Muster finden, ich konnte keine Verbindung herstellen zwischen den Morden an den erwachsenen Männern und den an den Kindern. Das beunruhigte mich und viele Leute in Atlanta, besonders die Eltern der Kinder. Aus dieser Frage ist das Buch entstanden.

KONKRET: Eine der betroffenen Mütter, Miss Camille Bell, heben sie besonders hervor.

Baldwin: Ich war sehr von ihr beeindruckt. Obwohl auch ihr Kind eines der Opfer war, behielt sie einen klaren Kopf. Sie war diejenige, die die Gemeinschaft vertrat und die erste, die es fertigbrachte, den Urteilsspruch und die Meinung des Staates abzulehnen.

KONKRET: Sie sprechen in Ihrem Buch von »Sorriness«, einer Art Krankheit, von der fast alle schwarzen Männer im Süden betroffen seien.

Baldwin: Ein schwarzer Amerikaner zu sein bedeutet immer die Konfrontation mit dem Sheriff, mit dem Boss, mit allen Institutionen der Macht. An vorderster Front in diesem Kampf steht der Mann. Der schwarze Mann war immer eine Herausforderung für die Weißen und die weißen Machtstrukturen. Daher lebte er in ständiger Gefahr. Der Blues und alle traurigen Lieder entstammen diesem Mythos, der Legende vom schwarzen Amerikaner, und auch aus der Ermordung und Entmannung des Schwarzen. Daher ist es fast unvermeidlich, daß schwarze Frauen ihre Söhne, Väter und Brüder vor dieser Gefahr schützen wollen. Wenn das einer Frau gelingt, wird er auf eine andere Art entmannt. Ein Mann, der zu sehr beschützt wird, wird kein Mann. Das, wovor eine Frau den Mann beschützen wollte, wird ihm auf jeden Fall zustoßen, und sie wird einer der Gründe dafür. Diese Dynamik und Spannung ist auch heute noch gültig.

KONKRET: Der neue Essay ist radikaler und offener als die früheren. Steckt dahinter eine gewisse Verbitterung und Ungeduld, weil sich so viel eben nicht verändert hat und das Gesicht der Macht auch heute noch weiß ist?

Baldwin: Verbittert bin ich nicht, ich fühle mich manchmal nutzlos, aber das ist eine andere Art von Verbitterung. Ich würde schon sagen, daß sich einiges verändert hat. Nur verändern sich Dinge nie so, wie Menschen, Regierungen oder Organisationen das gerne möchten. Jeder Wandel birgt Komplikationen in sich und zwingt einen, die Dinge mit einer anderen Optik zu betrachten und plötzlich ist da etwas, was vorher nicht zu sehen war. Generationen verändern sich auf sehr verschiedene Weise. Die meines Neffen beispielsweise, er ist 19 und war noch nicht mal geboren, als Martin Luther

King ermordet wurde. Dennoch ist er durch dieses Ereignis beeinflußt worden. Mit der Zeit werden er und seine Freunde noch mehr über ihr Erbe herausfinden, aber das dauert noch. Wenn du über bedeutende soziale Veränderungen sprichst, mußt du einen großen Optimismus aufbringen. Was sich grundlegend geändert hat – und ich spreche jetzt von schwarz und weiß – ist die Fähigkeit der westlichen Welt, mich zu verändern und zu verführen, mich als Schwarzen. Es gab eine Zeit, da konnte ich verändert und verführt werden. Das war die Zeit, in der ich an das glaubte, was mich das Christentum gelehrt hatte. Für mich war das sehr wichtig, weil es ein Teil meiner menschlichen Reife wurde. Aber gleichzeitig wurde mir bewußt, daß hinter der Kirche die Soldaten und die Banken und dahinter wiederum die Macht lauerte. Und die Macht war dazu bestimmt, mich und alles, was ich hatte, zu beherrschen und meine Identität zu verändern, um einen gehorsamen Sklaven aus mir zu machen. Heute kannst du vielleicht einen Sklaven aus mir machen, aber bestimmt keinen gehorsamen, und da ich mich nicht mehr ändern und verführen lasse, ist die Frage der Macht keine Frage mehr. Südafrika beweist, daß wir es mit Macht und Eigeninteressen zu tun haben. Also müssen die Übereinkünfte in der Welt geändert werden. Und wenn dir das, was ich sage, nicht gefällt, ist es bestimmt keine Lösung, mich ins Gefängnis zu stecken und meine Kehle durchzuschneiden. Ich bin nämlich nur einer, der das sagt, was viele wissen. Afrika wird eines Tages frei sein. Der Einfluß des Westens auf die wirtschaftlichen Beziehungen nützt niemandem. Und was die Welt sich nicht leisten kann, wird sie irgendwie abschaffen.

KONKRET: Sie haben Europa und US-Amerika schon lange moralisch Bankrott erklärt. Gleichzeitig fordern Sie eine neue Moral. Was ist darunter zu verstehen?

Baldwin: Für mich heißt das, daß Rassen und Farben nicht verurteilt werden. Kindern ist es egal, ob dein Haar blond ist und meines schwarz oder ob deine Haut heller als meine ist. Sie nehmen das so hin. Wir stellen etwas mit ihnen an, wir sagen ihnen, daß sie nicht mit einem Juden oder Türken reden sollen. Wir erzählen ihnen alle diese Lügen. Es ist eine fürchterliche Eingrenzung eines Menschen, wenn er mit einer Rasse lebt, die man ihn zwingt zu verachten, was natürlich auch heißt, daß er Angst vor ihr hat. Und warum? Um eine bestimmte Identität aufrecht zu erhalten. Es ist wichtiger, ein Engländer oder ein Deutscher zu sein als ein Mensch. Aber wie lange ist Deutschland eine Nation? Frankreich war etwas früher eine Nation als Italien. Aber diese Symbole der Macht zerfallen allmählich. Sie haben nicht mehr ihre frühere Bedeutung, ihren früheren Wert. Warum sollten die Afrikaner ausgerechnet darin ihre Identität finden? Sie werden sich diesen Vorstellungen nicht anpassen. Die neue Moral ist also einfach die Einsicht, daß alle die Wahl haben, gemeinsam zu leben oder zu verkommen. Es gibt keinen Krieg zu gewinnen, nicht mal einen kleinen. Krieg ist veraltet. Wer sollte denn gewinnen?

KONKRET: Was ist mit Südafrika? Dort herrscht doch Krieg.

Baldwin: Die Menschen dort haben schon immer im Kriegszustand gelebt. Aber es ist ein inoffizieller, ein unerklärter Krieg. Er wurde nie als Krieg, sondern als eine bedeutungslose Unruhe unter Schwarzen betrachtet, für die Weißen war es das Problem, wie sie die Schwarzen ruhig halten konnte. Aber irgendwann erkennt der Sklave, daß er kein Sklave zu sein braucht. Und dann beginnt der Kampf und was auch mit dem früheren Sklaven geschieht, er wird nie mehr ein Sklave sein. Das ist keine Machtfrage, sondern eine Überlebensfrage. Ich versuche, etwas auszudrücken, was uns hilft, einen anderen Zustand von Freiheit zu erlangen. Eine Welt zu schaffen, in der wir uns nicht mehr voreinander fürchten müssen. Das verlangt in erster Linie die Abschaffung der Armut. Denn die Armut in der Welt ist von Menschen gemacht, und die, die davon betroffen sind, wissen das. Die Zeiten sind vorbei, in denen man schwarze Führer mit Waren und Schlössern kaufen kann. Wir haben sie immer als Analphabeten und als einen manipulierbaren Haufen abgetan, aber sie sind die stärkste Kraft auf der Erde.

KONKRET: An den Deutschen lassen sie kein gutes Haar. Die Geschichte, schreiben sie einmal, erreichte »eine Art Kulminationspunkt in der unbeschreiblichen, ja unsäglichen Kombination von Arroganz und Mittelmäßigkeit, die jenes Vetternpaar, die Engländer und die Deutschen, kennzeichnet.«

Baldwin: Nehmen wir die Türken oder auch den schwarzen GI in Deutschland. Sie stellen eine doppelte Bedrohung dar: für die Wirtschaft und für das, was man wohl das deutsche Selbstbild nennt, was sie ihre »Identität« nennen, was wiederum ihre Geschichte ist. Darin ist kein Platz für den Gastarbeiter, der nicht einmal Christ, sondern Muslim ist mit anderen Lebensgewohnheiten. Das konnte man ignorieren, solange man ihn nicht brauchte. Die Menschen tun sich schwer mit der Vorstellung, daß sie vom sogenannten 'Wilden' etwas lernen müssen. Diese Zivilisation beruht auf vielen anderen Zivilisationen. Wir haben das nicht alles alleine gemacht. Und ihre Wurzeln, ihre Kraft findet sich mitunter bei den Türken, den Juden und den Negern und das greift das europäische Selbstbild an. Aber Tatsache ist, daß die Welt ohne diese Menschen nicht auskommt.

Es gibt Tausende von heimatlosen Menschen in der ganzen Welt. Wir können nicht länger nationale Grenzen festlegen – Grenzen waren immer willkürlich und eine bestimmte Art von Staatsschutz. Das funktioniert nicht mehr. Wir brauchen einander zu sehr, und die Armut in der Welt bedroht die ganze Welt. Kurz, ich bin gekommen, um zu bleiben, und auch der Türke wird bleiben. Auch in England gibt es Tausende von Menschen, Schwarze wie mich, die niemals ihre Heimat gesehen haben, die in England geboren wurden und daher Engländer sind. Diesen Menschen schuldet England genausoviel,

wie jedem anderen auch. Es ist unfair, sie jetzt, wo sie nicht mehr gebraucht werden, in ein Chaos zurückzuwerfen, das Europa geschaffen hat.

KONKRET: Sie betonen, daß US-Amerika Ihr Land sei. Warum leben Sie in Südfrankreich?

Baldwin: Ich lebe hier, um zu arbeiten. In Amerika kann ich das nicht, aber es ist tatsächlich mein Land und ich liebe es sehr. Für mich ist es wichtig, meine Familie und meine Freunde zu sehen. Ich versuche immer noch, herauszufinden, wie ich mit diesem Land umgehen muß was dort vor sich geht. Eines weiß ich sicher: Amerika wird einen enormen Preis für die Institution der Sklaverei bezahlen.

KONKRET: Gibt es eine schwarze Version vom amerikanischen Traum?

Baldwin: Der amerikanische Traum ist ein europäischer Traum. Als ich nach Europa kam, begegnete ich Menschen aus aller Welt. Besonders was die Europäer anging, wurde mir klar, daß ich ihnen bereits in Amerika begegnet bin, bevor sie Amerikaner wurden. Als ich in Amsterdam war, erkannte ich, daß ich in Harlem geboren war, daß es aber auch ein Harlem in Holland gab. Ebenso gibt es eine Brooklyn Bridge in Holland, die natürlich anders als unsere ist. Ich dachte an New England, Orte wie Paris in Tennessee oder Rom in Georgia. Das Leben hatte diesen Menschen einen komischen Streich gespielt, denn alle hatten Europa zu einem bestimmten Zeitpunkt verlassen. Aber in Europa waren sie nicht weiß, noch nicht, sondern Holländer, Deutsche, Engländer usw.. Erst in Amerika wurden sie weiß, mußten sie weiß werden, weil ich schwarz war. Hier in Europa mußten sie nicht weiß werden, weil ihre Sklaven weit weg waren. Erst mit der letzten Generation mußten sie ihre Sklaven sehen, nämlich als diese nach Europa kamen. Bisher hatten sie in den Kolonien gearbeitet, waren unsichtbar. Eine Bedrohung für die europäische Identität stellten sie erst dar, als sie menschliche Wesen mit Frauen, Kindern und sonderbaren Eßgewohnheiten wurden. Da entstand der Weiße. Das ist eng mit dem American Dream verknüpft. Diejenigen, die Amerika besiedelten, gingen nicht von hier weg, weil sie besonders heldenhaft waren oder nach Freiheit suchten. Sie mußten Europa aus verschiedenen Gründen verlassen und dachten, dort wäre alles besser. Sie waren Söhne eines Lords oder unbequeme Töchter von Aristokraten. Alles Menschen, die in Europa als Unerwünschte, Ausschuß, potentielle Revolutionäre, Schwule, Lesben, Randgruppen, Menschen ohne Zukunft in dieser Gesellschaft galten. Sie verließen das Land mehr oder weniger freiwillig. Georgia war ursprünglich eine Sträflingskolonie. Viele, die dort landeten, wollten das nicht; daher mußten sie schnell einen Traum daraus machen. Der Schlüssel zu diesem Traum ist, daß sie weder schwarz noch weiß waren. Es wurde für jeden ein Land der ungeahnten Möglichkeiten, den Sklaven natürlich ausgenommen. Der ungeheure Wohlstand wurde durch die Sklaverei geschaffen. Das bedeutete noch einmal mehr, daß die Menschen, die das Land besiedelten, weiß sein mußten. Nicht nur das, sie mußten in sich einen psychologischen Mechanismus entwickeln, um den Sklaven, die schwarze Person, auf Abstand zu halten. So konnten sie vom Nigger nicht bedroht oder beschmutzt werden. Schwarz zu sein, war gefährlich, weiß zu sein bedeutete Sicherheit. Der American Dream besagt auch, daß es in Amerika jeder zu etwas bringen kann, reich werden kann, vorausgesetzt er ist weiß. Das ist natürlich Blödsinn.

Der American Dream war zu allen Zeiten durch die Institution der Sklaverei verdorben und bedroht. Die Sklaverei hatte verheerende Folgen, nicht nur für die Schwarzen, auch für die Weißen. Weil es der Rechtfertigung bedurfte, daß ein Mensch ein Sklave war. So mußten alle möglichen Märchen erfunden werden, deren Bedeutung darin lag, daß dieser Mensch es verdiente, ein Sklave zu sein. Und wenn er das verdiente, konnte man auch kein Verbrechen an ihm begehen. Die weißen Amerikaner und die westliche Welt haben dieses Märchen erfunden, um die Verbrechen an den Sklaven zu rechtfertigen.

Kasten Seite 82

»Das Gesicht der Macht bleibt weiß«

In seinem neuen Essay »Das Gesicht der Macht bleibt weiß« recherchiert Baldwin die Fakten eines Justizurteils. Von 1979 -1981 wurden in Atlanta (Georgia) 28 Morde an schwarzen Kindern und Jugendlichen begangen. Als Täter wurde 1982 der 23jährige Farbige Wayne B. Williams zu zwei lebenslänglichen Freiheitsstrafen verurteilt. Es handelte sich um einen Indizienprozeß, in dem die Schuld von Williams nicht bewiesen werden konnte. Baldwin analysiert die Bedingungen und die Hintergründe dieser Morde. Hierzu legt er die Geschichte der von Schwarzen regierten Stadt Atlanta frei, das Leben seiner Bewohner, des Richters, des vermutlichen Mörders und der Opfer.

Die Opfer: Auf ihrer Seite steht Baldwin, denn alle ermordeten Kinder waren »arm und schwarz« und als »Herumtreiber« verschrien. Das mag der Grund sein, daß die Ermittlungen erst noch dem 13. Mord verstärkt wurden, nachdem der Druck der Öffentlichkeit zugenommen und die Mutter des vierten Opfers mit ihrem Komitee »Schluß mit den Kindermorden« das schleppende Vorgehen der Behörden kritisiert hatte. Baldwin zieht daraus den Schluß: »Die Behörden, die Bürokratie – sie wittern eine Gefahr nicht so schnell wie der bedrohte einzelne. Die 'Obrigkeit' wittert nur Gefahren, die ihr selber drohen,

und es bedarf schon einer Katastrophe, bevor eine Gefährdung der Privatperson als Bedrohung der öffentlichen Sicherheit verstanden wird.«

Der Täter: Wayne B. Williams, »dicklich, schwach und arrogant«, trogt nichts zu seiner eigenen Entlastung bei. Durch sein störrisches und ungeschicktes Verhalten provoziert er bei allen am Prozeß Beteiligten den Glauben an seine Schuld. Baldwin zweifelt Williams' Schuld oder Unschuld nicht an, aber: »Es ist ein tödliches juristisches Prinzip, eine Person zu 'markieren', bevor man sie eines Verbrechens beschuldigt, sie festnimmt und schließlich vor Gericht stellt. Wem das widerfährt, für den gibt es keinen, wie man das im amerikanischen Jargon nennt, fairen Prozeß: Er ist bereits verurteilt.»

Die Justiz: Die Anklage lautete auf die beiden letzten Morde, deren Opfer die einzigen erwachsenen Männer waren. Insgeheim jedoch wurden Williams 28 Morde unterstellt. Um seine Schuld beweisen zu können, legte die Staatsanwaltschaft das Prinzip der »prior acts«, früherer Handlungen, zugrunde, aus denen sich Verhaltensmuster ableiten ließen, die offiziell nichts mit der Anklage zu tun hatten, inoffiziell diese jedoch stützten. Auch die drei Verteidiger von Williams trugen wenig zu seiner Entlastung bei und waren sich in ihrer Vorgehensweise nicht einig.

James Baldwin stellt diese Fakten nicht ohne Leidenschaft und Polemik dar: Die Eltern des Angeklagten verstricken sich – um ihren Sohn zu retten – in widersprüchliche Aussagen. Baldwin weist an dieser Stelle darauf hin, »daß sie (die Eltern) nicht den geringsten Grund hatten, sich zur wahrheitsgemäßen Aussage verpflichtet zu fühlen einer Republik gegenüber, die ihnen nichts als Lügen aufgetischt hat.« Und mit zwingender Logik fragt er wenig später: »Was ist das für ein Staat der sich offenbar wirklich einredet, daß Männer, Frauen und Kinder, die kurz vor dem Verhungern stehen, eine 'kommunistische' Bedrohung darstellen?«

So dient der Schauplatz Atlanta dazu, ein Netz von Verflechtungen zu entwirren, dessen Stränge nach Nordamerika, Europa und Afrika reichen. »Das Gesicht der Macht bleibt weiß« mag eine bittere Erkenntnis dieses engagierten und wortstarken Lageberichts zum Thema Schwarz-Weiß sein.

James Baldwin: Das Gesicht der Macht bleibt weiß, Hoffmann und Campe Verlag, 156 Seiten, DM 18,

Konkret 11/86, S. 84

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

OBST UND KUNST

In der »Frankfurter Allgemeinen«, einer Zeitung, die der Linken sowohl in der Zone wie in der BRD stinkt, war vor ein paar Tagen ein Stück von Wolf Biermann abgedruckt. Titels »Apfel«. In diesem, vier reimlose Vierzeiler, die Zeile zwischen drei und sieben Silben lang, messendem Gedicht fragt sich Biermann, wer den »schönen«, »roten«, »reifen«, »großen« und »einzigen« Apfel, welchen der »alte« Baum im Garten der Familie Biermann trage, »fressen« solle: Entweder seine Frau, oder er selber oder »die Drossel« oder »die Wespen« oder »die Würmer«. Nun stellt sich Biermann ebenso diesem Problem, wie er sich ihm – und da schlägt seine Zonen-Schulung voll durch – geschickt entzieht, indem er listig auf den »ersten Herbstwind« verweist, der zum Runterholen der Frucht noch »zu schwach« gewesen sei. Schnitt ./. Wir sind auf der Buchmesse. Ich schaue Schröder zu, der allen Leuten, die ihm für 200 Mark Bücher aus seinem »März«-Verlag abkaufen, die Schuhe putzt. Da kommt der Biermann daher. Ich lasse sogleich den Grüßaugust von der Schnur. Er erwidert ganz His Majesty. Und flaniert mit seiner Begleitung, ich glaube, es ist seine Frau, weiter. Da – fällt mir, als ob er mir live auf den Kopf gefallen wär, der Apfel vom Biermann in dessen Garten bezugsweise in seinem Gedicht ein. Und ich rufe, so laut wie ich mich trau, dem Dichter hinterher: »Wolf, den Apfel fress ich!« Biermann dreht sich ebenso knapp wie er grad noch genickt hat, um, und schenkt mir eine Prise Aufmerksamkeit. Dies getan setzt er seinen Weg fort und verschwindet in der Enge vom Gedränge. Wie naiv ich bin, davon kann ich mich, nachdem ich den kleinen Film noch einmal hab ablaufen lassen, bei mir persönlich überzeugen. Der von Biermann besungne Apfel konnte, die sogenannte »Vorlaufzeit« für Themenstellung, ästhetische Reflexion, Wortwahl, Niederschrift, Korrektur, endgültige Fassung, Spedieren des Gedichts zum Verlag, Lektorat, Satz, Korrekturlesen, Druck, Binden und schließlich Auslieferung des Gedichts an den Leser der »Frankfurter Allgemeinen« bedacht, in corpore gar nicht mehr existieren. Der Biermannapfel mußte, sollte er 1986 als Gedicht auf die geistige Welt kommen, dem Erntejahrgang 1985 angehören und war somit zur diesjährigen Buchmesse längst gefressen und verdaut, von wem auch immer. Sodaß ich also ganz schön reingesegelt war mit meinem vorlauten »Wolf, den Apfel freß ich!«

BÜHNE UND LEBEN

Zwei Stunden Diskussion im Fernsehen übers Theater. Und alles Edelgestein: Heiner Müller, Karasek, Peymann, Matti, Nagel, Buhre... Und grad hin und her gehts über Thomas Bernhard und ob man den Hasser gern hat usf. Nach der Sendung denk ich mir (beiseit): Warum ist jetzt da keiner aufgestanden (also richtig mit Aufstehen und so) und hat (Pose) sich an die Abermillionen Laienschauspieler draußen im Land gewandt? Ungefähr so: »Wir Theaterprofis grüßen dich, Bruder Laie, der du, arbeitslos, deiner Frau jeden Morgen mit Hingabe ein Beschäftigungsverhältnis vorspielst und mit Thermosflasche und Stullenpaket in der Aktentasche die Tage im Park oder im Pornokino verbringst, um zu gewohnter Zeit heimzukehren, den Erschöpften glaubhaft gebend. Wir grüßen dich, du fünfzigjährige Medikamentenpropagandistin, die du mit von speed befeuerter Zunge und vom Visagisten aufgedonnertem Antlitz die jugendliche Konkurrenz an die Wand zu spielen trachtest. Wir grüßen dich, Bundesligastürmer, der du zum Entzücken der Fans die den Elfer schindende Schwalbe auf die Bretter (auf die Bretter? d. Szzer/Ja, auf die Bretter! d. Verf.) legst. Wir grüßen dich, Ehefrau, die du am Samstagabend unter dem Wanst und der Fahne deines Gatten liegend, den Orgasmus dramatisch mimst. Und wir grüßen dich, o Stammgast im Puff, der du als Politiker unterm Zeichen des Kreuzes wirkend, die Rolle des Sittlichen auswendig kannst im Schlaf. Ihr alle, großartige Darsteller des Lebens – seid gegrüßt!«. Das wär einmal eine schöne Ansprache gewesen. Aber statt bei die Leut blieben die Theaterprofis bloß wieder bei sich. Und das ist natürlich zu wenig und schad.

DAS WAHRE LEBEN

Mein Freund Sternagel berichtet mir aus München von einem Geschehnis, das sich in seiner Stammwirtschaft »Wendelstein« zugetragen und dessen Zeuge er geworden. Ein Pärchen, nicht jung, nicht alt, nicht dumm, nicht gscheit, habe sich, bei Gott, nicht nur von Liebe trunken, erst mit Blicken, dann mit Händen gekost. Schließlich sei man zum Zungenkuß geschritten. Doch während oben die Mäuler wie Nut und Feder ineinandergefahren, habe sich aus beider Restgestell das Gleichgewicht verabschiedet, sodaß seitwärts der eine, hintüber die andre vom Stuhle gekippt, wobei die beiden Gläser Bieres, halbvoll das eine, halbleer das andre, vom Beben des Tisches zu Fall gebracht worden seien und die Flüssigkeit auf die nun am Boden Liegenden und wie Käfer in der Rückenlage mit den Extremitäten Rudernden sich ergossen habe. Von jener an Jasminduft, Gewitterschwüle und Fegefeuer gemahnenden Aura, die dem Zungenkuß für gewöhnlich eignet, sei von diesem Augenblick an nichts mehr zu spüren gewesen.

REINER SCHEIß

Was ein Weltuntergang ist, weiß der Dümmste. Aber was ein reiner Scheiß ist? Nun, reiner Scheiß, bittesehr, ein Beispiel: Im Fernseh bietet eine englische Mod-Musik-Gruppe ihr Lied »Time for action« dar. Der betr. Sänger ist ein junger Hupfer in Anzug und mit gepflegte kurze Haar. Während er nun sinngemäß singt, daß es Zeit für Aktion sei, zeigt die Kamera andre junge Hupfer, wie der Sänger in Anzug, Hemd, Krawatte, feinem Schuhwerk, wie die an einem Strand rumtollen, im seichten Wasser, und dabei sind sie quasi ausgelassen, schneiden Grimassen u. ä. (Um dies dem Zuschauer ganz deutlich zu machen, geht die Kamera manchmal in die Schräge). Und während die nun in den teuren Textilien im seichten Wasser tollen, singt der Sänger ununterbrochen, daß es Zeit sei für Aktion. Das ist reiner Scheiß und dagegen sieht der grandioseste Weltuntergang alt aus.

IM MÜNCHNER HIRSCHGARTEN

Unter erntereifen Kastanien

Der Maßkrug klingt nah und fern

Streiten sich gmüatliche Münchner

Wia d'Haschhändler hi gmacht ghörn

***

Oana moant I daads daschiaßn

Der ander is mehr für den Strick

Koa oanziger is fürs Vergasen

Mei ham de Haschhändler Glück

Konkret 11/86, S. 86

Bernhard Schneidewind

»Jeder Zuschauer ist entweder ein Feigling oder ein Verräter«

Einige; Abschnitte über das Kino in der BRD unter Mitwirkung von Euler, Solanas, Volpini, Kipphardt, Achternbusch, Kluge, der Jugend, der Vorführer, der Kinoprovinz und anderer

Herr Solanas hat eine Befürchtung

Fernando E. Solanas, Argentinier, sagte 1978 – da war er schon zwei Jahre in Frankreich im Exil und sein zweiter Spielfilm, »Tangos: Exilio de Gardel«, würde noch sieben Jahre auf sich warten lassen – in einem Gespräch mit Tavernier, Vautier und Hennebelle: »Vergißt das Kino seine Zuschauer, tritt eine Krise ein. Es darf nicht übersehen werden, daß es immer noch keine Geschichte des Kinozuschauers gibt. Es gibt nur eine Filmgeschichte, die auf sich selbst antwortet und von der historischen Realität isoliert ist. Es gibt keine simultane Geschichte da Entwicklung der Filmsprache und der Bedürfnisse der Zuschauer. Ich glaube, allgemein gesehen, daß der Zuschauer weiter ist als das Kino, das er offeriert bekommt. Zu 90 Prozent schlägt man dem Zuschauer ein schwachsinniges Kino vor, weil es in keinem Verhältnis zu seinem intellektuellen und kulturellen Niveau steht.«

Monsieur Volpini macht einen Fehler

Im Dezember 1895 wurde im »Salon Indien« des »Grand Café« auf dem Boulevard des Capucines in Paris die Cinématographie, der Film, um das Kino erweitert. Der Beginn barg in sich noch ein Mißverständnis: Die Gebrüder Lumière, die sich hier an die Öffentlichkeit wagten, boten dem Besitzer des Cafés, einem Monsieur Volpini, eine Beteiligung an den Einnahmen an. Der lehnte, skeptisch ob der Attraktion der laufenden Bilder, erst einmal ab und bestand darauf, eine Pauschale von 30 Francs pro Tag für den Saal zu erhalten. Der Reinerlös der ersten Vorführung am 28.12.1895 lag bei 33 Francs. Volpini konnte sich noch für klug halten. Einige Tage später waren die Einnahmen an der Tageskasse jedoch auf 2.000 Francs gestiegen. Die Gebrüder Lumière erhöhten sofort die Zahl der von ihnen in Auftrag gegebenen Cinématographen von 25 auf 200 Stück, und selbst Monsieur Volpini wird in diesem Moment wohl geahnt haben, welches Geschäft sich künftig mit Film, Kino und dem Verleih von Filmen für das Kino würde machen lassen. Dieses Geschäft besorgten dann schnell andere, denen es bis heute gelungen ist, ihre Geschäftemacherei als »Kultur« auszugeben die vom Niedergang der Filmkunst, der Filmkultur, der Kultur überhaupt, des Abendlandes – je nach dem – plärren, wenn die Kontostände drücken. Filmindustrie, Verleih- und Kinogewerbe, die immer bereit waren eine ganz besonders schnelle Mark zu machen, haben so das Kunststück fertiggebracht, ihre eigentlichen Interessen in und mit dem Kulturbetrieb zu kaschieren, dessen gleichzeitige Demontage und Reduzierung auf einen Handel wie jeder andere auch ihr geheimstes und vordringlichstes Ziel zugleich ist. Ein Metzger, bedroht von der Möglichkeit, sein Geschäft schließen zu müssen, weil die Kunden wegbleiben, ist da allemal ehrlicher: er preist nicht die erhaltenswürdige Schönheit seiner Schnitte im blutigen Fleisch, und er dringt auch nicht auf die sofortige Bestrafung und Umerziehung aller Vegetarier. Er verbessert die Ware, senkt vielleicht die Preise und verbessert den Service.

Herr Kipphardt hat einen Traum

Filmindustrie, Verleih- und Kinogewerbe reden dagegen seit Jahrzehnten schon den Kinobesuchern ein, daß es so, wie es ist, schon richtig sei. Und wie ist es? Kipphardt hat es an einer Stelle seiner »Traumprotokolle« beschrieben: »Eigentlich wollte ich selbst auch nur eine Halbbrille zum Lesen kaufen, und ich sah durch die ausgewählte Brille meine ganze Umwelt auch nur verschwommen, aber ich bestand witerhin gerade auf diesem Modell, wollte es noch im Gehen probieren und beim Autofahren, da die höhere Geschwindigkeit die Verschwommenheit wahrscheinlich aufhebe.«

Herr Achternbusch hat eine Antwort

Aus einer Statistik der Spitzenorganisation der Filmwirtschaft geht hervor, daß das Filmangebot in den Kinos der BRD im ersten Halbjahr 1986 gegenüber dem Vergleichszeitraum des Vorjahres rückläufig war. Wurden seinerzeit noch 165 Langfilme erstaufgeführt, so waren es in den ersten sechs Monaten dieses Jahres bloß 132. Die westberliner Programmzeitschrift »tip« meinte gar zu wissen, daß in diesem Jahr schon 250 neue Titel auf dem Videomarkt angeboten worden seien, die zuvor »noch in den hiesigen Kinos zu sehen gewesen waren«. Gut möglich ist das schon – auch wenn so die klassische Begründung für die immer keinere Zahl an Filmen, die in den Kinos zu sehen sind, gleich mitgeliefert zu sein scheint. Bloß was wäre, wenn Ursache und Wirkung sich mittlerweile verkehrt hätten? Weil die Kinos keine Filme mehr zeigen, erscheinen Filme eben rasch auf dem Videomarkt. Wer ist dann Verursacher? Buch? Radio? Fernsehen? Video? Die Kinobesucher, die keine mehr sein können und wollen? Das Kino selbst? Das Gewerbe und der Handel? Die Filmindustrie? Oder doch nur der Metzger, von dem sich nicht nur Achternbusch eine einwandfreie Beantwortung der

Fragen »Haben Sie ein Hirn« erhofft.

Herr Kluge sieht einen Vergleich

»In der Kaiserstraße in Frankfurt werden dem Laufpublikum Würste feilgeboten, die sich bei mehrfachem Verzehr für die gleiche Person als giftig erweisen würden. Nur die Tatsache, daß keiner zweimal davon ißt, rettet Menschenleben. Verkaufsstrategisch sind diese Würste ein Erfolg, für den Magen der Verbraucher sind sie mindere Qualität.« Und Kluge überträgt auf das Kino: »Da sich die Zuschauer über ihre Interessen nicht kollektiv und nicht dauerhaft irren, ergibt sich das ökonomische Bild, daß aufgrund einer Reihe von Siegeszügen einzelner Filme die Mehrheit des Kinopublikums aus dem Kino fernbleibt.«

Herr Solanas macht eine Erfahrung

Fernando E. Solanas hat Mitte der sechziger Jahre zusammen mit Otavio Getino den in vielerlei Hinsicht gewaltigen Film »Die Stunde der Hochöfen« gemacht. Beispiel für das sogenannte 3. Kino, das, von militanten Kollektiven realisiert, wirksame politische Arbeit leisten will, orientiert an der dokumentarischen Methode von Joris Ivens wie an der agitatorischen Montage von Santiago Alvarez, Ausdruck eines unfertigen, nicht-perfekten Kinos, wie es der Kubaner Julio Garcia Espinosa für Lateinamerika forderte, schufen Solanas und Getino mit »Die Stunde der Hochöfen« einen dreiteiligen, fast viereineinhalbstündigen Filmessay über die Geschichte Argentiniens, der die Formen und Herrschaftsmethoden des Neokolonialismus analysiert und zur Revolution aufruft: »Das Ziel der meisten Filme ist es, den Zuschauern eine Gelegenheit zu verschaffen, sich an einem bestimmten Punkt wiederzufinden, um über ihre eigenen Probleme zu sprechen. Der Film wird so zu einem Ort des Sichausdrückens und der Bewußtwerdung. Wir dagegen haben das Erleben der Projektion für das Wichtigste gehalten.« Unter der Leinwand entrollten sie bei der Vorführung ihres Filmes ein Transparent: »Jeder Zuschauer ist entweder ein Feigling oder ein Verräter. Frantz Fanon.«

Ihr Film, illegal hergestellt, illegal kopiert, illegal vertrieben, illegal vorgeführt, war bis 1976 – dann putschten die Generäle wieder einmal – von 500.000 Menschen gesehen worden.

Die Jugend ist keine Zukunft

Eine respektable Zuschauerzahl, erreicht allerdings in knapp siebenjähriger Laufzeit. Dazu fehlt hiesigen Verleihern die Ausdauer: Die Durchlaufzeit der Filme in den Kinos der BRD ist während der letzten Jahre immer kürzer geworden – sechs Monate im Schnitt nur noch-, die Zahl der Kopien, mit denen ein Film gestartet wird, ist immer größer geworden – waren früher 60 Kopien für einen Film, von dem erwartet werden durfte, daß er gut geht, die Regel, so sind mittlerweile 300 Kopien keine Ausnahme mehr. Ziel ist die ganz schnelle Mark. Folge sind Verdrängungen in allen Bereichen: die sogenannte Mittelware taucht in den Kinos überhaupt nicht mehr auf, kleinere Verleiher und Kinounternehmen haben auf dem Markt, in dem bis zu eine Million DM an Vorkosten für den Start eines Films investiert werden müssen, kaum noch eine Chance, und schließlich nimmt selbst die Risikobereitschaft bei den Giganten des Gewerbes ob der gewaltigen Kosten stetig ab. Übrig bleiben Filme für ein jugendliches Zielpublikum, von dem die Branche nun schon seit Jahrzehnten behauptet, daß es allein die Kinos überhaupt noch fülle. Richtig daran ist, daß die 14- bis 24jährigen, die gerade 20 Prozent der Bevölkerung stellen, knapp 68 Prozent der Kinogänger ausmachen – in den nächsten zehn Jahren wird sich ob des Pillenknicks diese Bevölkerungsgruppe allerdings zahlenmäßig halbieren – , unrichtig ist aber daraus zu folgern, daß für alle anderen Film nicht von Interesse ist.

Die Vorführung ist unter aller Sau

Im statistischen Durchschnitt war 1984 jeder Bundesbürger 1,9 mal im Kino, aber doppelt so oft in einem Amateurtheater oder in einem Museum. Daß Erwachsene, je älter sie werden umso seltener ins Kino gehen, hat sicher nicht nur etwas mit dem Schwachsinn der Mehrzahl der angebotenen Filme zu tun, sondern gewiß auch damit, daß es nicht einen einzigen guten Grund gibt, sich in einer miefigen, hellhörigen Abspielkabine auf einer badehandtuchgroßen Leinwand einen Film vorführen zu lassen, den man ebenso schlecht auch daheim auf einem geschirrhandtuchgroßen Fernsehschirm sehen kann. Aber vor allem spricht gegen das Kino, daß man sich einer Prozedur unterwerfen muß, die jeden Kinobesuch zu einer mittleren Expedition auf einen der meist unbequemen Sessel im Kinosaal geraten läßt. Das nimmt seinen Anfang mit dem Versuch, Plätze telefonisch zu reservieren. Entweder geht das überhaupt nicht oder die Rufnummer ist ständig besetzt, weil der Hörer neben dem Apparat liegt – das sieht man aber erst später. Wer hier noch nicht aufgibt, stellt sich mindestens eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung an mit der Hoffnung auf eine Karte und mit dem Gefühl, falls es dann doch klappen sollte, einer großen Gnade der Kassiererin teilhaftig geworden zu sein. Vor der Kasse geht es zu wie kurz nach dem Kriege im Lebensmittelhandel. Immer stehen einige vergeblich an. Da die Karten keine numerierten Plätze ausweisen, gilt es nun sofort in den wenig einladenden Saal zu stürmen, alle Plätze ringsherum durch Garderobe, Arme und Beine zu

belegen, um sich dann einem allerorts gleich wiederwärtigen Musikgedudel ausgesetzt zu sehen in einem Schummerlicht, das es nicht einmal ermöglicht, in den zahlreich ausliegenden Programmheftchen zu lesen. Schließlich – seit dem Vorsatz, ins Kino zu gehen, ist mittlerweile mindestens eine Stunde vergangen – beginnt zum Vorstellungsbeginn das Vorprogramm mit Standdias (blöd), Werbefilmen (dumm), Trailern (fürchterlich), ehe dann VorhangzuVorhangauf, LichtanLichtaus, der FILM beginnt, der häufig genug noch durch mannigfache Unzulänglichkeiten bei der Projektion – fehlender Kasch, falsche Formate, da Anamorphat sitzt nicht richtig, verschlierte Kopien, Randunschärfen, schleifende Töne – verhunzt wird. Für einen 90minütigen Film addiert sich der Zeitaufwand für einen Kinobesuch leicht auf drei Stunden. In der gleichen Zeit hat man den gleichen Film daheim per Video schon zweimal gesehen oder sich schon zwei verschiedene Filme reingezogen. Mehr allerdings auch nicht.

Die Kinoprovinz hört gar nicht auf

So wenig Video das Kino ersetzen kann – Tischfußball hat schließlich auch nicht zu einem Zuschauerschwund in den Fußballstadien geführt – so sehr ist Video allerdings mittlerweile in der Lage, einen Eindruck von dem zu vermitteln, was überhaupt an Filmen existiert. Und das ist mehr, viel mehr. So rührend und nett und hilfreich auch die Praxis mancher bundesdeutscher Programmzeitschriften ist, einmal jährlich aufzulisten, welche Filme nicht in Hamburg oder Köln oder Stuttgart zu sehen waren, wohl aber in Westberlin, Hannover oder München oder auch umgekehrt, so sehr verstellen diese Auflistungen, die den jeweiligen Erscheinungsort der Zeitschrift immer mit dem Begriff »Kinoprovinz« koppeln, den Blick darauf, daß die bundesdeutsche Kinolandschaft insgesamt von einer Kargheit und Eintönigkeit ist, die nur schwer zu ertragen ist. Wer Filme sehen und hören will, muß ins Ausland reisen oder eben auf die handlichen Kassetten zurückgreifen.

Nur einige wenige Beispiele: Während jetzt Oshimas »Grausame Geschichte der Jugend« aus dem Jahre 1960 unter dem Titel »Nackte Jugend« in die Kinos kommt, ist Oshimas letzter Film, »Max mon amour«, bislang nirgends auch nur angekündigt. Während Formans »Der Feuerwehrball, 1967 noch in der CSSR gedreht, jetzt in den Kinos auftaucht, wird Menzels »Mein Dörfchen, mein einziges Dörfchen« wahrscheinlich ebenso irgendwann einmal im Fernsehen nachtschlafender Zeit gezeigt werden wie die letzten Filme der Vera Chytilova oder die neueren Produktionen aus Polen. Doch damit nicht genug: Tarkowsky, Greenaway, Rohmer, Angelopoulos, Bergman, Oliveira, Skolimowsky, Berri, Reisz, Blier, Sanders-Brahms, Costa-Gavras, Téchiné, Ferreri, Saura, Chahin, Akermann, Lester, Resnais, und selbst Wim Wenders, sie alle – und das sind recht wahllos nur die Vertreter eines im weitesten Sinne europäischen Kinos der 1. und der 2. Machart – haben während der letzten zwei Jahre Filme gemacht, die bislang in der BRD nicht zu sehen waren. Ganz zu schweigen von den Produktionen aus dem Fernen Osten, aus Indien, Australien, Afrika, Mittel und Südamerika.

Herr Solanas hat noch einen Wunsch

Eine Ausnahme, ein Film soll erwähnt werden: Fernando E. Solanas, hat, wie bereits beiläufig bemerkt, seinen zweiten Spielfilm fertiggestellt, nachdem er seit 1980 an diesem Projekt gearbeitet hatte. »Tangos: El Exilio de Gardel« mit der Musik von Astor Piazzolla, ausgezeichnet im vergangenen Jahr in Venedig, erzählt von Menschen, die geflohen sind, zur Flucht gezwungen worden sind; Exilierte. »Was mich angeht«, sagte Solanas,« so wurde ich von der ersten Stunde des Staatsstreichs an gesucht, und mir drohte der Tod. Ich mußte gehen. Ich hätte nie daran gedacht, mein Land zu verlassen, denn die, die fortgehen, kommen nie wieder. Aber das Entscheidende für einen, der ins Exil geht, ist eben gerade die Rückkehr. 'Tangos' ist nichts anderes als diese Geschichte vom andauernden Wunsch nach Rückkehr.« Sagte Solanas 1985 und wo ist er?

Konkret 11/86, S. 95

Renée Zucker

Die Platzanweiserin

Es lohnt sich derzeit, wieder ins Kino zu gehen. An allererster Empfehlungsstelle liegt **Der Untergang des amerikanischen Imperiums** von dem Kanadier **Danys Arcand.** Boshaft, scharfzüngig, aber niemals denunzierend beschreibt er unser schönes, furchtbares Leben. Vier Männer, vier Frauen treffen sich auf dem Land – denn selbstverständlich hat man neben der Stadtwohnung auch ein Haus auf dem Land – und während die Frauen sich im Fitness-Center vergnügen, bereiten die Männer eine Lachs-Pastete vor. Beide Gruppen reden immer über das Eine und noch das andere. Sex und das Leben anundfürsich. Sex ist klar, überall das Gleiche: ein bißchen Lust am Verruchten, Aufschneidereien über banale Urlaubsabenteuer, Partnertausch, Betrügereien. Leben dagegen ist eindimensional nach den aufrührerischen Zeiten der späten Sechziger und frühen Siebziger bleibt jetzt fast nur noch die Zyne über das Engagement von damals. Beim Anblick der großen Pastete sagt einer: »Das ist reichlich – wir könnten ein bißchen in die Sahel-Zone schicken.« – Alles könnte so wunderhübsch bleiben: ein wundervoller Herbsttag bietet alle Farben des Jahres an, finanzielle Sorgen scheint man nicht zu haben, man ist ein bißchen dicker und ein bißchen fauler geworden, aber der Kopf funktioniert noch. Zumindest für die Hochschule reicht's. Man erzählt sich alles; fast alles. Der Schwule erzählt nicht vom Blut in seinem Urin; die alleinlebende Professorin erzählt ihrer verheirateten Freundin nicht, daß sie öfter mit deren Mann schläft; die junge Studentin erzählt den andern Frauen nicht, daß sie ihren Freund in Ausübung ihrer Tätigkeit als »Masseuse« kennengelernt hat. Natürlich kommt all das mit der Lachs-Pastete auf den Tisch. Zurück bleiben verletzte Ratlosigkeit und nur wenig Hoffnung. Dabei wollen eigentlich doch alle nur »glücklich« sein... Vielleicht hat Dominique, die Historikerin recht, wenn sie anfangs im Interview sagt: »Das persönliche Glück wird dann wichtig, wenn die Nation an Ausstrahlungskraft verliert...« Da können wir doch alle mitsingen; ein Film über Menschen wie du und ich. Prima Generation. Aber trösten wir uns mit der Theorie Remys, die er seinen gläubig blickenden Studenten anbietet: »Geschichte kennt keine Moral«.

Ebenfalls aufs Wärmste zu empfehlen ist der »kleine« englische Film über zwei Mädchen aus Liverpool, die eine Nacht mit zwei russischen Matrosen verbringen: **Letter to Breshnev.** Anrührend, komisch und tragisch erzählt er von zwei unterschiedlichen Träumen, dem Leben etwas abzuverlangen. Elaine sucht wirklich nach der großen, echten Liebe – »und wenn ich in Rußland leben muß, um mit ihm zusammen zu sein, dann tu ich das eben« – sagt sie, ungeachtet sämtlicher Versuche von Eltern und Öffentlichkeit, das Mädchen vor dem verhängnisvollen Schritt in den Sozialismus zu warnen. Teresa ist da ganz anders. »Mir haben schon mehr verheiratete Männer den Slip ausgezogen, als du warme Mahlzeiten hattest,« informiert sie die unschuldige Freundin und rät, nichts Dringenderes zu tun, als nach Leningrad zu Pjotr zu reisen. Teresa war meine Lieblingsfigur in diesem Film, der über 90%ige Jugendarbeitslosigkeit erzählt, ohne auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Teresa arbeitet in einer Hühnerfabrik, wo sie bei klassischer Musik den Hühnern die Innereien rausklaubt, sie in Plastikbeutel verpackt und den Viechern wieder in den Hintern schiebt – am Ende des Arbeitstages sind die Musiktitel so schnell, daß sich keiner dem Rhythmus entziehen kann. Am Ende des Arbeitstages steht der Hunger nach Abenteuer, und Elaine verwandelt sich von der weißgekleideten Küchenfrau in eine Mischung aus Marilyn Monroe und Madonna, allerdings immer noch einen Touch schräger und proletarischer, als die beiden es jemals zugelassen hätten. George Harrison hat dieser Film übrigens den »Glauben an Liverpool wiedergegeben« – uns könnte er richtig darauf bringen!

Daß alle Kino-Fans in **Der Name der Rose** gehen sollten, ist wohl keine Aufforderungszeile mehr wert. Man kann es nicht anders sagen: es ist ein Erlebnis.

Das Angebot des Fernsehens hingegen wie immer recht kümmerlich: es soll allerdings immer noch Leute geben, die sich **Vom Winde verweht** mit ungebrochener Freude angucken können, – gar zum 20. Mal – und dann im Fernsehen (ZDF, 1. November, 20.15 Uhr)! Wenn das ZDF mit Hollywood-Plüsch lockt, setzt die ARD ganz gern europäischen Kunstfilm dagegen. **Chabrols Fantome des Hutmachers** schien nach **Das 7. Kreuz** von **Fred Zinnemann** genau das Richtige, um gegen die Einschaltquotensucht der Mainzer anzustinken (ARD 22.05/23.50). Am Mittwoch, dem 5. November und Mittwoch, den 12. November zeigt das ZDF jeweils um 13.20 Uhr eine Aufzeichnung einer Aufführung der Schaubühne **Die Orestie des Aischylos** – und soweit ich mich erinnere, war dies ein recht aufregendes Theatererlebnis gewesen, was noch nicht bedeuten muß, daß es das auch im Fernsehen sein kann. Genau andersrum könnte es sich dagegen mit dem **Colouche-**Film **Am Rande der Nacht** (Samstag, 8. November, ARD, 22.20 Uhr) verhalten. Im Kino fand ich sie damals stinklangweilig, verlabert und blöd – , die Geschichte vom alten Mann und dem jungen Mädchen, was natürlich nicht gut enden kann, weil das noch keiner kapiert hat, wie's gehen könnte. Jedenfalls ist Colouche jetzt tot und der Film im Fernsehen.

So richtig schön altmodisch, gruselig und auch mit Liebe ist **George Cukors Das Haus der Lady Alquist (Gaslight)** mit Ingrid Bergman. Da kann man mal wieder sehen, wohin es führt, wenn sich eine unerfahrene Frau in den Mörder ihrer Tante verliebt: das macht sie verrückt – auch wenn sie vorher nicht wußte, daß er die Tante umgebracht hat. Gut, daß da noch der pfiffige Mann von Scotland Yard ein Wörtchen mitzureden weiß... (8. November, ZDF, 23.20 Uhr).

Natürlich bleiben wir am Mittwoch, dem 12. alle am Abend daheim: **Lubitschs Ninotschka,** mit der entzückend albernen Greta Garbo gehört immer noch zum schönsten, wenn auch des Anti-Kommunismus verdächtigen, was aus amerikanischen Kameras rausgekurbelt wurde – (ZDF, 22.35 Uhr). Am Freitag (14. November, ARD, 23.45 Uhr) gibt's einen ganz netten Film mit Lily Tomlin und Art Carney: **Die Katze kennt den Mörder,** ebenfalls mit alter-Mann-und-junge-Frau-Problematik, aber immer, wenn's zu traurig zu werden droht, passiert wieder was Unvorhergesehenes, und die beiden haben genug damit zu tun, ihre Leben zu retten...

Hinzuweisen bliebe noch auf Blake Edwards immer sauulkigen Pink Panther (15. November, ZDF 20.15 Uhr). **Der Rabe** – Urfassung! – (23. November, ARD, 24 Uhr), **Tanz der Vampire** (28.11., ZDF, 23.15 Uhr), **M – eine Stadt sucht einen Mörder** (29.11., ZDF, 23.05 Uhr) und, erstmalig in der Bundesrepublik zu sehen: **Richard Lesters Explosion in Cuba** (29.11., ARD, 22.20 Uhr), ein ironisch-böser Film über die Zustände in Kuba vor Castros Sieg.

Konkret 11/86, S. 96

Christian Rentsch

Gegen das musikalische Untertanentum

Das Globe Unity Orchestra, die Allstar-Bigband des Freejazz. Oder wie Musiker aus Improvisation und Atonalität schöne neue freie Musik machen. Seit 20 Jahren

Eigentlich hätte vor 20 Jahren alle etwas anders kommen sollen: Alexander Schlippenbach hatte von Joachim E. Berendt, dem damaligen Leiter der Berliner Jazztage, den Auftrag erhalten, zusammen mit dem E-Musik-Komponisten und Direktor der Berliner Musikakademie, Boris Blacher, in einer kompositorischen Gemeinschaftsarbeit zwei Streichquartette und eine Reihe von Jazzmusikern zusammzuführen.

Nicht zufällig natürlich war Berendt auf den damals 27jährigen Pianisten gekommen: Alexander von Schlippenbach, 1938 in Berlin geboren, als Jugendlicher ein begeisterter Boogie-Woogie-Pianist, später zum Bebop konvertiert, hatte beim erst kürzlich wieder zu Ehren gekommenen Komponisten Bernd Alois Zimmermann und bei Rudolf Petzold an der Musikhochschule Köln ein »klassisches« Musik- und Kompositionsstudium absolviert; zugleich gehörte er als Pianist der Gruppen von Gunter Hampel und Manfred Schoof zu den ersten Vertretern des damals brandaktuellen deutschen Free-Jazz.

Bloß: Schlippenbach wollte damals gar keine Streichquartette zusammenführen und schon gar nicht mit Boris Blacher. So schlug er dem Veranstalter der Jazztage vor, statt dessen die beiden seiner Meinung nach damals besten deutschen Free-Jazz-Gruppen zusammenzuführen, das Manfred Schoof-Quintett und das Peter Brötzmann-Trio. Um diese Kerngruppe herum gruppierte Schlippenbach das schließlich 14köpfige »Globe Unity Orchestra«, das an den Berliner Jazztagen 1966 seine Premiere erlebte, das »erste Orchester weltweit, das« – so Berendt später wieder einmal eine Nummer zu groß – »nicht bloß freien großorchestralen Jazz spielte, sondern auch die formalen Ansprüche in sich geschlossener Orchesterstücke erfüllte, wie sie der Tradition eines Schönberg und Webern entsprachen.« Schlippenbach selber meint auf der Plattenhülle dieser Berliner Aufnahme pathetisch, aber doch um einiges präziser: »Um der Knechtschaft des Chaos zu entgehen, mußten der neuen Freiheit Bindungen gegeben werden, die das Mögliche und Unmögliche zu gleicher Zeit bestimmen. Auf diesem Weg bin ich zu einer Musik gelangt, die sich in einem Raum freier Atonalität abspielt, wobei bestimmte Tonzentren von den Spielern umkreist werden ... Mit einem solchen Orchester, in dem sich der Geist jedem musikalischen Untertanentum entgegenstellt, wird möglich, was Paul Klee gesagt hat: 'Man verläßt die diesseitige Gegend und baut dafür hinüber in eine jenseitige, die ganz Ja sein darf'«

Nach einem zweiten, größeren Auftritt des Globe Unity Orchestras an den Donaueschinger Musiktagen von 1967 hat Berendt, der große Steuermann in der Jazzgeschichte, noch ein zweites Mal – und wiederum vergeblich – versucht, Schlippenbach vor seinen Karren zu spannen; diesmal hätte der *pol*nische Komponist Krzysztof Penderecki sich und das Globe Unity Orchestra zusammenführen sollen. Pendereckis Komposition »Actions« wurde dann 1971 mit Don Cherry und einigen Musikern aus dem Umkreis des Globe Unity, aber ohne Schlippenbach, aufgeführt.

Nach einer rund dreijährigen Pause anfangs der siebziger Jahre präsentierte sich das Globe Unity im Jahre 1973 in Wuppertal in einem neuen, doch einigermaßen überraschenden musikalischen Look; die Gruppe gab sich zahm, statt Free-Jazz-Improvisationen dominierten liedhafte Melodien, statt »Instant-Composing« mehr oder weniger konventionelle Arrangements. Falsch verstandener Eisler, ein vom politischen »Wuppertaler Kreis« inspirierter, etwas didaktischer Versuch, den traditionellen Hörgewohnheiten des Publikums entgegenzukommen.

»Das Ganze lief auf einen Kompromiß hinaus, der sehr bald mit dem musikalischen Anliegen der Beteiligten kollidierte. Für uns ergab sich schließlich doch die Erkenntnis, daß sich die musikalische Potenz des Orchesters, aller beteiligten Musiker, am ehesten im Improvisatorischen realisieren kann.« Und grundsätzlicher, mit einem kleinen Exkurs über den auch von der Linken oft als Elitär verschrienen Free-Jazz: »Man darf nicht vergessen, daß es auch Entwicklungen gibt, die sich aus musikalischen Notwendigkeiten ergeben. (...) Anfangs der sechziger Jahre lagen auf verschiedenen Gebieten Veränderungen geradezu in der Luft. Im Jazz etwa hing es beispielsweise mit der Weiterentwicklung der Chromatik, der Komplizierung der Harmonik und der Formen zusammen, mit Dingen, die es schon im Bebop gab, die dann aber nicht weiterentwickelt wurden. (...) Ein weitreichendes Bewußtsein der bereits vorbereiteten und eigentlich nur noch weiterzuführenden Schritte hat in den sechziger Jahren dann auf einmal zu auffälligen Veränderungen im Jazz geführt. Der Free-Jazz ist meiner Ansicht nach keine episodische Angelegenheit, sondern ein musikalischer Umbruch- und Entwicklungsprozess, dem im Jazz wahrscheinlich eine Bedeutung zukommt, die man mit der Bedeutung der Wiener Schule für die komponierte Musik dieses Jahrhunderts durchaus vergleichen kann. Es war sicher kein Zufall, daß sich der Free-Jazz in einer bestimmten Zeitphase entwickelte und an verschiedenen Orten gleichzeitig zum Durchbruch kam.«

So blieb denn die »Wuppertaler Phase« bloß eine Episode: Im Globe Unity Orchestra, mit seinen stets etwas wechselnden Besetzungen fast so etwas wie eine »Allstar«-Bigband, ein »Who's who« der europäischen Free-Jazz-Szene, sind zuviele eigenwillige und eigenständige, zuviele profilierte Musiker versammelt, als daß man sie auf ein vordergründig politisches

Einheits-Schmalspur-Konzept hätte verpflichten können. »Wir sind kein Jugendorchester, sondern eine große Gruppe von älteren, erfahrenen Musikern, die längst ihren eigenen Stil entwickelt haben und verständlicherweise auch zeigen wollen, was sie drauf haben«, meint Schlippenbach.

Das hat fortan auch den Stil des Globe Unity bestimmt: »Wenn wir Zeit zum Proben haben, versuche ich das Ganze so anzulegen, daß jeder, der eine Idee hat, die Möglichkeit bekommt, diese auch zu realisieren. Im Orchester gibt es ja sehr unterschiedliche Typen; es gibt Musiker, die sehr gut 'melodisch' schreiben können, wie beispielsweise Kenny Wheeler oder Enrico Rava, der gelegentlich mit uns arbeitet. Auch Steve Lacy spielt manchmal mit dem Orchester er hat eine sehr eigenwillige und interessante Art, Stücke zu entwerfen. Es gibt demgegenüber aber auch ganz andere musikalische Mentalitäten im Orchester. Ich will erreichen, daß alles, was im Globe Unity an Möglichkeiten enthalten ist, auch zur Entfaltung kommt.«

Was Schlippenbach mit seinem Orchester gefunden hat, ist, weit mehr als Berendt offenbar auch nur ahnt, ein neues Spannungsverhältnis von Komposition und Improvisation. Waren Kompositionen – oder genauer: Techniken der Strukturierung etwa durch festgelegte Abfolgen bestimmter Instrumentenkombination, durch graphisch notierte Spannungsabläufe – bis in die siebziger Jahre hinein das wichtigste Mittel zur Organisation der Stücke, so basiert heute das »kompositorische« Element sozusagen auf dem »kollektiven Gedächtnis« der Musiker. So kann jeder einzelne Musiker des Globe Unity seine Vorstellungen der Strukturierung von musikalischen Abläufen realisieren, sei es durch Absprache oder auch spontan während des Spielens. »Hier ist entscheidend, daß eine lange Geschichte dahintersteht«, meint Schlippenbach, »es braucht viel Zeit und Arbeit, um zu einem Punkt zu kommen, wo von selbst etwas passieren kann.« Und: »Mit etwa fünfzehn Musikern spontan Musik machen zu können, die auch für den Zuhörer faßlich und spannend ist, halte ich für einen besonderen Anspruch, den wir an uns stellen und den wir beibehalten möchten.«

Sicher, das kann auch nach 20 Jahren zuweilen noch schief laufen. Die Musik des Globe Unity ist auch ein Spiel mit dem Risiko. Längst nicht alle Konzerte, längst nicht alle Platten, die das Orchester im Laufe der Zeit eingespielt hat, sind völlig geglückt. Aber es ist genau diese Kombination von Scheitern und Gelingen, welche die Musik des Globe Unity weit spannender macht als die immer gelingenden mechanischen Reproduktionen der meisten konventionellen Gruppen; sie gibt auch dem Zuhörer die Frage auf, wo und wie denn der schmale Grat verläuft, der entscheidet, ob die Musiker abstürzen oder durchkommen.

Wo allerorts der Moderne, dem Zukunftsoffenen die Totenglocken läuten, wo im eklektischen Kleid der Postmoderne meist bloß das alte wieder hervorgekramt wird und die zwanzigjährigen Postbop- und Rockjazz-Musiker schon aussehen wie ihre Väter, da wirken diese schon etwas angegrauten oder glatzköpfigen Väter ganz schön erfrischend und unbändig jugendlich.

Dennoch: Als »experimentell« möchte Schlippenbach die Musik des Globe Unity nicht mißverstanden wissen, »auch wenn das Experiment immer wieder da ist«. Schlippenbach: »Ich sehe meine Musik als eine logische, notwendige Weiterentwicklung des Jazz. (...) Es hat sich gezeigt, daß diese Musik mehr ist als bloß eine Spielmöglichkeit oder Modeentwicklung.« Wo jede neue musikalische Mode bloß noch schlechte Tarnung der permanenten Rückentwicklung, des Ausverkaufs an freier Phantasie und Sensibilität, ist, müßte die Musik von Schlippenbachs Globe Unity Orchestra doch ansteckend sein.

Konkret 11/86, S. 101

Michael Kunitzsch

Fluchthilfe

Michael Kunitzsch über die »Welt«-Karriere des Martin Walser

»Wer glaubt, das Seine zu haben, der läßt gelten, was ihn gelten läßt« (Martin Walser)

Aus der Papierwelt der Literatur, wo erlaubt ist, was nicht verantwortet werden muß und wo nicht nur das Unmögliche, sondern auch das Unsägliche Ereignis wird, erstehen täglich neue Fiktionen, die mit dem Verstand leichtes Spiel haben, da sie auf die Nervenschwäche einer katastrophengestreßten Menschheit spekulieren. In einem Stadium fortschreitender Bedeutungslosigkeit hemmt nichts mehr das Verlangen der Autoren, sich geistig abwärts zu bewegen, und die Ideenarmut einer Gesellschaft, der es auf nichts mehr ankommt, nicht mal auf sich selbst, geschweige denn auf irgendeine Zukunft, scheint nur noch übertroffen zu werden vom Ehrgeiz mancher Autoren, sich darin unentbehrlich zu machen.

Gerade jener Typus von Künstler, der in der rebellischen Ära jede Barrikade so schnell erklommen hatte, daß man nicht recht verfolgen konnte, von welcher Seite her, bewährte sich in jüngster Zeit als gewiefter Praktiker einer leistungsfreundlichen Durchsetzungsmoral – mehr aus Lust, denn aus Ekel am neuen Zeitgeist. Durch diese Gunst der Stunde verfügte der, wie jeder Betrieb auf Neuheiten angewiesene, Literaturbetrieb über ein Autorenreservoir, das sich selbst den durch Mode- bzw. Regierungswechsel erzwungenen Produktions-Umstellungen rasch anzupassen wußte.

So auch als am Ende der sozialliberalen Epoche, die schon das ganze Sortiment sozial- und militärpolitischer Scheußlichkeiten bereithielt, das ihre Nachfolger dann zur Entfaltung brachten, und die zu ihren größten Zeitlügen die Sehnsucht nach Vermenschlichung zählte, der Repräsentant dieser Vermenschlichung, Heinrich Böll, abtrat.

Nach dessen Tod ist klar, daß Kohl und Genscher sich die Chance für eine Neubesetzung dieser Rolle des ideellen Gesamtillusionisten und weltanschaulichen Fluchthelfers, der die Garantie dafür bieten soll, daß die Wahrnehmung der bundesdeutschen Wirklichkeit auch weiterhin unterbleibt, nicht werden entgehen lassen. Wer aber soll diese Rolle übernehmen? Eine Rolle, die mit allen Hilfen des literarischen Großbetriebs, nicht mal durch ein beständiges Versagen der Produktion und durch keinen Fehltritt und kein Schludern in den Schicksalsmomenten der Nation zu verpatzen ist, denn in dieser Sphäre werden die geistigen Werte so geschickt illuminiert, daß alle daran glauben können und dran glauben müssen. (Siehe Art 5 GG, die Kunst ist frei).

Da ist Grass, von dem gar nicht bezweifelt werden kann, daß er jeden Briefwechsel Bölls mit Anstand und Bedeutung und selbst ‚» allen sprachlichen Eigentümlichkeiten fortsetzen könnte. Aber er sträubt sich nach Kräften, andere als sozialdemokratische Erkenntnisse zu haben, zu denen er doch fähig wäre. Lenz? Dackel mit Pfeife. Buch? Zu querulant. Sarah Kirsch? Bärlapp, Schaf und Scholle, was für Friesen. Kempowski, aber der lümmelt sich wochentags in der Schule und heiligt den Sonntag, indem er die Kreienhooper Gespräche mit sich selbst führt. Enzensberger? Vive la bagatelle! Es wird auf Martin Walser zukommen.

Der wird schon präpariert. Die »Welt« preist Walser als den »in Produktionseifer und Qualität verläßlichsten deutschen Gegenwartsautor.« Und noch einmal – just an der Stelle, an der sonst Botha und Pinochet umschmeichelt werden – , Walser sei der »heute kreativste und fleißigste«. Als Gegenleistung für ein darauf folgendes Gespräch, an zwei Tagen ganzseitig in der »Welt« veröffentlicht, hält der Musterschüler schon mal den Kopf hin, um ganzseitig in FAZ, Spiegel, SZ und FR für das Springer-Kampfblatt zu werben: »Ich werde mich nicht an die deutsche Teilung gewöhnen.« – Ein Bekenntnis, mit dem Walser seit Jahren seinen Drupa-Kollegen auf die Nerven geht. Und sicher wird er ihnen demnächst in einem Wo-er-recht-hat-hat-er-recht-Feuilleton erzählen, daß der Kapitalismus im allgemeinen und die »Medien-Glücksritter« besonders fies seien. Kontert die »Welt« vorab: »Die Gewerkschaftsseligkeit scheint durchbrochen. Die literarische Szene bietet sich offener dar.« Offen, offener.

Nach allen Seiten. »Herr Walser, haben Sie den Eindruck, daß sich der Weltgeist nach Amerika verzogen hat?« Walser: »Ich bin gern in Amerika, weil ich die dortige Offenheit für Geschichte als so anregend empfinde.« Anregend vielleicht für Nicaragua, Chile, Kuba, Haiti, Mexiko, Guatemala? Aber was zählt das schon gegen den Dienst an einer so guten Sache wie der deutschen Dichterseele.

Nur interessiert die auch die »Welt« einen Scheißdreck. »Herr Walser, was bedeutet Ihnen die engere Heimat?« Inzwischen ist auch dem Dichter die Ästhetik des geringsten Widerstandes geläufig (»Ein Politiker ist einfach im Vorschlags- und Realisierungswesen direkt beschäftigt, und man kann beim besten Willen nicht sagen, daß es der Schriftsteller auch so sei.«), und so donnert er los: »Deutschland«, »Mangel«, »Mißstand«, »Wiedervereinigung«. Und endlich, als wären die Deutschen in ihrer Geschichte nicht mit jedem angerichteten Schaden dümmer geworden: »Was 1945 durch Strafaktion geschafft, das soll die deutsche Geschichte jetzt für immer sein. Jetzt soll Schluß sein, jetzt soll das kleine Rest-Deutschland der Entfaltungs-Horizont für alle künftigen Generationen werden.»

Da wäre er denn, jener Punkt am großdeutschen Horizont, den auch die Fest, Nolte und Hillgruber anpeilen mit ihrer Debatte um die »nationale Identität« und um das Eigentum an der deutschen Geschichte.

Dann kann er gehen, der Mohr Walser, zurück an den Nußdorfer Schreibtisch und eine »Sehnsucht entwickeln nach einer Bewegung aufeinander zu.« Wenn dann noch etwas zu bewegen da ist.

So wie Walser haben die deutschen Dichter ständig die Realitäten verträumt, indem sie erträumten, was sie nicht haben konnten, aber doch haben wollten: die deutsche Nation, wenn nicht als politische Einheit, so doch als eine der Kultur. Seit mehr als 170 Jahren ist das so. Die Nation war aber nur möglich auf dem Wege der Revolution gegen die Fürstenherrschaft. Dazu waren sie zu verzagt, die Bürger-Dichter. Eine deutsche Misere, wie Brecht höhnte.

So mies, daß manche schon die eigene, allerjüngste Geschichte vergessen machen möchten. Walser: »Ich muß mich dauernd drehen, wenden. Es ist nicht haltbar, mein Geschichtsbild.«

Bei aller Verbindlichkeit, einen Triumph haben die Springer-Redakteure dem Walser gelassen. Abweichend von der Haus-Regel durften auf der Seite 9, da wo das »Welt-Gespräch« steht, die DDR-Gänsefüßchen entfallen. Dafür wurde Walser am Ende als »ein Heimatschriftsteller, mit Gänsefüßchen« verabschiedet.

Was es damit auf sich hat, erfährt der Leser auf Seite 15. Dort steht der Börsenbericht. Und in dem wird die nationale Frage abschließend beantwortet:

»Rund um den Globus werden 50 Länder, Inseln und Territorien als Steueroasen bezeichnet. Wo kann man dort sein Erspartes wirklich sicher anlegen? Schützt das Bankgeheimnis die finanzielle Privatsphäre?«

Konkret 11/86, S. 102

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

In der »Frankfurter Allgemeinen« schreibt J. Jeske über »Gläubigerbanken«, aber die Gläubiger sind vielleicht ein Druckfehler:

Je heftiger die Turbulenzen über den Verkauf des größten europäischen Wohnungsbaukonzerns »Neue Heimat« werden, desto häufiger kommt einem der spontane Ausruf des inzwischen ausgeschiedenen Beraters Meier-Preschany in den Sinn: »Herr vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.«

Wie nicht anders zu erwarten war es das Wirtschaftsressort, dem der erste überzeugende Gottesbeweis gelang, denn Meier-Preschany, der auf Erden kommen arm, daß er unser sich erbarm, hat nachweislich gelebt und saniert, und nicht zu knapp. Der Vorverkauf für seine Himmelfahrt hat schon begonnen.

Morgens um sieben ist die Welt noch in Ordnung, aber wenn's auf high noon zugeht, so um fünf vor zwölf, machen sich die spitzen Federn ans Leitartikelschreiben, daß alles zu spät ist:

Ein Gespenst ging um in Nürnberg, das Gespenst von Hannover. Um jenes zu bannen,

hätte Astrid Hölscher lieber dieses aufrufen sollen, weil jenes eigentlich dieses war. Aber Journalisten, die sich mit diesem und jenem auskennen, kennen sich halt mit allem aus, nur nicht mit diesem und jenem. Zu raten, man möge als Redakteurin einer liberalen Tageszeitung den Genscher paraphrasieren, anstatt das ehrwürdige Gespenst, das in Europa umging, mit abgeschmockten Anrufen zu necken, habe ich aufgegeben.

Heute ist der Tag, da ich euch einführen will in die Geheimnisse. Dazu brauchen wir einen Faden (gerissen oder abgeschnitten), eine mißlungene Ortsveränderung (Abseits oder blockierter Anstieg), ein Hindernis (Klotz, Knoten) sowie einige Fremdwörter (Arithmetik, Imperativ o.ä.). Nun fehlt uns nur noch ein Thema, aber das haben wir gleich:

Im Verein mit dem Nürnberger Parteitag hat Rau auch den Faden einer kurzlebigen Spekulation abgeschnitten... Die SPD hat sich in Nürnberg politisch ins Abseits manövriert und mit der »Neuen Heimat« ist ihr hernach ein übler, kräftezehrender Klotz ans Bein gebunden worden... So klären sich die Fronten voraussichtlich schon rein wahlarithmetisch.

Mit einem anderen Thema:

Die Störanfälligkeit zeigte sich, als nach dem amerikanischen Bombenangriff auf Tripolis die Sowjets zunächst den Gesprächsfaden abreißen ließen; erst recht, als die Affäre Sacharow/ Daniloff wochenlang den Anstieg zum Gipfel blockierte. Der dialogische Imperativ aber erwies seine Gültigkeit auf der dem Publikum abgekehrten Seite – dem Briefwechsel zwischen Präsident und Generalsekretär, der Anberaumung des Konferenztermins unmittelbar nach der Auflösung des Daniloff-Knotens.

Sehet, so geht es noch auf vielerlei Arten: Daniloff hätte auch der Klotz und die »Neue Heimat« der Knoten sein können, im Abseits die Sowjets und vor blockiertem Aufstieg die Sozis, der Gesprächsfaden abgeschnitten und der Spekulationsfaden gerissen, die Arithmetik ein Imperativ und die Wahl dialogisch . Es kommt in allen Fällen nur darauf an, dem Publikum die abgekehrte Seite zu zeigen und das eine Mal »Fritz Ullrich Fack«, das andere Mal »Theo Sommer« dranzuschreiben, damit es die eigene stilistische Note kriegt.

Nun gibt es leider auch Leute, die, anstatt durch weise Lehren sich zum Guten zu bekehren, oftmals noch darüber lachen und sich heimlich eigene Rezepte machen. Man nennt sie die Alternativen, aber wehe, wenn ich auf das Ende sehe:

Ein medialer Hase- und Igel-Wettlauf brachte es an den Tag. Kurz nachdem die SPD ihre Forderung erhoben hatte, ließ die Innenbehörde die Katze aus dem Sack, getreu dem Motto: »Ick bend all schon doa.«

Wie wundert sich da der Hase, wenn ihm aus der Ackerfurche nicht Igel und Igelin ihr plattdeutsches »Ick bün all hier (oder dor)« zurufen, sondern eine Katze mit Sprachfehler ein »bend all schon« entgegenmauzt, welche der Benedikt M. Mülder (M. steht für Miau) zwar nicht aus dem Sack, aber in den Satz gelassen hat. Zur Strafe schreibt er den Absatz noch einmal und zwar mit Faden Klotz, Abseits und Imperativ.

Wie jener Student, der auf die Frage, woran er beim Anblick einer Zitrone denke, antwortete: an Geschlechtsverkehr, weil er eben immer an Geschlechtsverkehr denke, so auch der »FAZ«-Herausgeber Johann Georg Reißmüller, ob es nun die

Woche der Brüderlichkeit zu feiern gilt oder den toten Beamten v. Braunmühl zu betrauern:

Mit der Rasterfahndung ist die Polizei früher mehreren Terroristen auf die Spur gekommen. Aber dann entfachten alle möglichen Blätter eine Kampagne, weil Persönlichkeitsrechte beschädigt worden seien, zum Beispiel das ungeheuer hehre Recht eines Mannes auf Geheimnisschutz für die Zweitwohnung, wo er sich mit seiner Zweitfrau traf. Linke Politiker, zum Beispiel in der FDP, setzten die falsche Parole dann in politischen Wellenschlag um,

mit Whirlpool, Solarium, geheimem Männerschutz und all den Zutaten

ihrer Ideologie des Permissivismus,

der sich in dieser Umgebung von einem Penissimismus kaum mehr unterscheiden (Jetzt fang ich auch schon an!) läßt. Also, Reißmüller, wir haben bei den Exerzitien im Jesuitenkloster Neuhausen auf den Fildern gelernt, wie man solche Obsessionen bekämpft. Nicht, wie Sie, durch Lektüre »der modernen Primitivblätter«, die »das rücksichtslose Verlassen des Ehegatten« als »einen Lebens-Spaß« feiern und immer solche Bilder abdrucken, sondern im Gegenteil: beide Hände über der Bettdecke und fest an das kleine Jesulein denken!

Womit hab ich das verdient?:

Sehr geehrter Herr Gremlizza,

»Seht, welch ein Mensch!« – so lautet die Losung des 22. Evangelischen Kirchentages, der vom 17. - 21. Juni 1987 in Frankfurt/Main stattfinden wird.

»Seht, welch ein Mensch!« – das ist auch das Thema eines Buches... für das wir Sie um einen Beitrag bitten möchten.

In einer Zeit, in der vor allem junge Menschen von Zukunftsängsten geplagt sind, soll dieses Buch Orientierungshilfen geben, Mut machen, Hoffnung vermitteln. Häufig waren es einfache Menschen, Angehörige, Nachbarn oder auch Zufallsbegegnungen, die uns in schwierigen Phasen der Identitätssuche Anstöße gaben, halfen Sinnfragen zu beantworten...

Vielleicht gab es auch in Ihrem Leben eine solche besondere Begegnung mit einem Menschen, an den Sie sich erinnern. Wir möchten Sie bitten, diese Begegnung und insbesondere das, was sie bei ihnen auslöste, bewirkte, veränderte, zu schildern.

Im voraus schon vielen Dank für ihre Mitarbeit und mit freundlichen Grüßen

Arbeitsstelle '87 der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau

In einer Zeit, da vor allem ältere Christenmenschen von Angst um die Zukunft ihres Vereins geplagt sind, sodaß sie in ihrer Verzweiflung schon bei ausgewachsenen Agnostikern geistlichen Zuspruch suchen und erwarten, diese würden die Anstöße aus der schwierigen Phase ihrer Identitätsfindung beichten, muß man mit jeder Zumutung rechnen. Aber tolldreist ist doch das Verlangen, es möge einer sein Innerstes Leuten offenbaren, die sich schon für das Äußerlichste dessen, den sie bitten, einen Dreck interessieren und seinen Namen so schreiben, wie der einfache Mensch, ein Klempner, dem ich begegnet bin und der eine überhöhte Rechnung dafür schickt, daß der Wasserhahn immer noch tropft, weshalb ich dem Herrn gelegentlich die Sinnfrage stellen werde, was unsere Begegnung ausgelöst, bewirkt, verändert habe, für immerhin 87 Mark inkl. Mehrwertsteuer.